

Verse in Prosa

Verse in Prosa, Hugo Heller-Bukum AG, Vienna (1923) (Leipzig and New York as well).

I've provided these poems (in German) for you to enjoy. Here's the first one with an English translation:

“Das muss ein Grosses sein: die Kraft zu tiefster Einsamkeit. Da oben sternennah zu wandeln, so hoch, dass aller Klang der Erde so wie ein Lied der Wogen wird, das ein urewig sprachenloses Rauschen dem Strand entgegenträgt. Das muss ein Grosses sein: den kühlen Odem schneebedeckter Bergesgipfel zu spüren und zu wissen: das heisse Leben, das dort unten in den Tälern glüht, nie findet es den Weg zu mir in meine Einsamkeit. Wo ist die Kraft, die mich hinaufreißt in die Höhen, nach denen einzig meine Sehnsucht geht? Die Hände, die mich halten, heissen Liebe, Güte. Das muss ein schmerzlich Grosses sein: die Kraft, aus lieben, gütigen Händen sich zu lösen und einzugeh'n in stolze Einsamkeit.”

Here's an English translation:

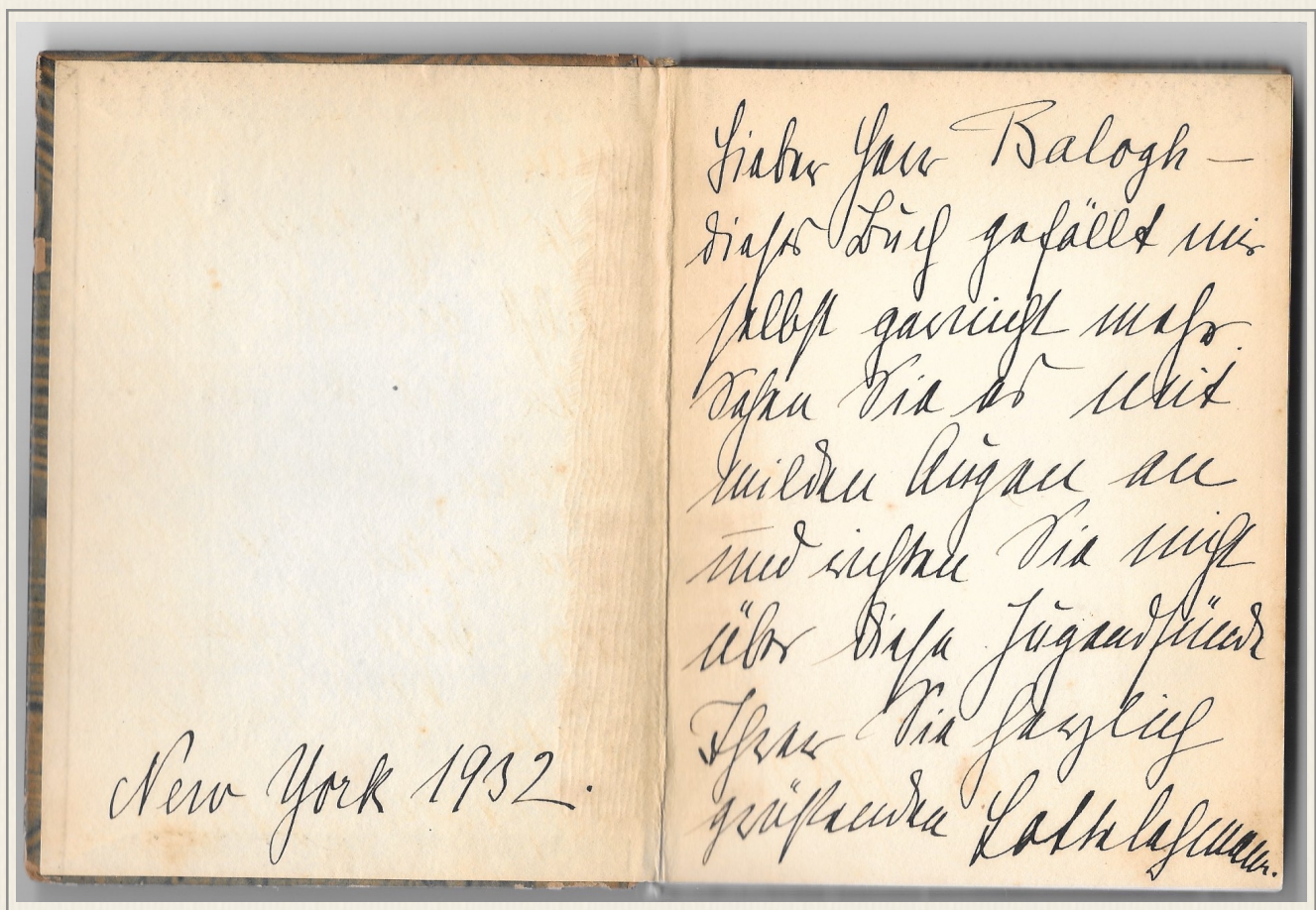
That must be an enormity: the strength to deepest solitude. To wander up there near the stars, so high, that all sounds of the Earth become like a song of the waves, carrying an eternal wordless murmuring (roar) towards the beach.

That must be an enormity: to feel (sense) the cool breath of the snow covered mountain peak and to know: the torrid life that glows down there below in the valleys, never finding its way to me in my solitude. Where is the strength, that pulls me up on to the heights, for which I alone yearn and long? The hands that hold me are called Love and Kindness.

That must be a painful enormity: the strength, from life, to release oneself from loving, kind hands to enter into proud solitude.

On these next pages you'll find scans of the book's cover, Lehmann's handwritten dedication, title page (with a portrait of Lehmann), and finally the book's contents. The words are in German. Some day translations will be available, but for now, enjoy what you can.





Lieber Herr Balogh, [Ernö Balogh was Lehmann's major pianist at the time.]

dieses Buch gefällt mir selbst gar nicht mehr. Sehen Sie es mit milden Augen an und richten Sie nicht über diese Jugendsünde.

Ihre Sie herzlich grüßende Lotte Lehmann

[Dear Mr Balogh, this book doesn't please me any more. Look on it with gentle eyes and don't judge these youthful sins. Your heartfelt greeting LL]

The following pages are scanned from the small book of 1923.

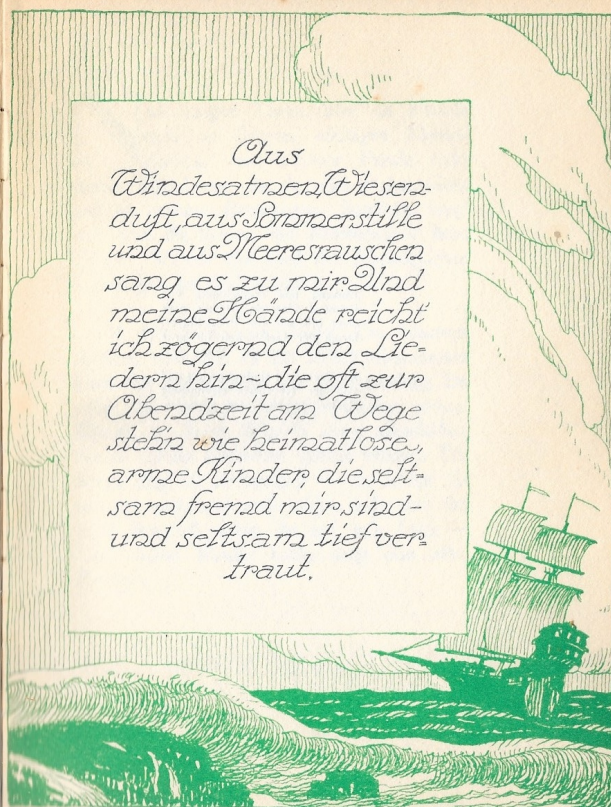


LOTTE
LEHMANN
VERSE
IN PROSA

VERLAG HUGO HELLER-BUKUMAG
WIEN UND LEIPZIG

MEINEN GELIEBTEN ELTERN

Aus
Windesatmen, Wiesenduft,
aus Sonnenstille und aus Meeresrauschen
sang es zu mir. Und meine Hände reicht
ich zögernd den Liedern hin - die oft zur
Abendzeit am Wege stehen wie heimatlose,
arme Kinder, die seltsam fremd mir sind -
und seltsam tief vertraut.



Das muß ein Großes sein: die Kraft zu tiefster Einsamkeit. Da oben sternen-nah zu wandeln, so hoch, daß aller Klang der Erde so wie ein Lied der Wogen wird, das ein urewig sprachenloses Rauschen dem Strand entgegenträgt.

Das muß ein Großes sein: den kühlen Odem schneebedeckter Bergesgipfel zu spüren und zu wissen: das heiße Leben, das dort unten in den Tälern glüht, nie findet es den Weg zu mir in meine Einsamkeit. Wo ist die Kraft, die mich hinaufreißt in die Höhen, nach denen einzig meine Sehnsucht geht? Die Hände, die mich halten, heißen Liebe, Güte.

Das muß ein schmerzlich Großes sein: die Kraft, aus lieben, gütigen Händen sich zu lösen und einzugeh'n in stolze Einsamkeit.

Ich glaube fast, du weißt es nicht, wie einsam du im Grund der Seele bist. Du gibst dein Herz in Hände, die es liebevoll umschließen, aus seinen Tiefen die Gedanken pflücken, die aufblüh'n wie in heißen Sonnenstrahlen. Und siehst mit einem Lächeln voll des Glücks, wie deine Wünsche, deine Sorgen, die ohne Schmerzen sind, zu einem Kranz sich schlingen, der sich in Locken schmiegt, der welken will auf einer weißen, geliebten Stirn. Und alle Stunden, die sich zu dir neigen, sind voller Klang und haben große, strahlen-reine Augen, deren Glanz nicht blendet.

Bis eine Stunde kommt, die deinen Mund verschließt. In der du siehst, daß du allein bist, ganz allein. Denn da ist tief in dir ein letztes, so ganz in dich versenktes Schweigen — vielleicht kannst du's nicht einmal nennen: Allerheiligstes. Vielleicht ist das, was in dir lebt, nicht gut, nicht schön. Und ist doch ganz in dir, ein Stück von dir. Von deinem Ich.

Du aber schlägst die Augen nieder vor denen, die in deinem Herzen zu lesen wännen und glauben: jeder Blick ist klar wie Morgensonnenlicht. Und fremd ist alles um dich her, fremd jeder Laut, fremd jeder Freund. Und fremd die Welten aller.

Mit Zögern brichst du nun vom Strauche deines Wesens die Blumen ab und gibst sie in geliebte Hände — indes die Wurzeln tief in dir verborgen ruhen in einem Erdreich, dessen Gärtner keines Menschen Hand ist.

Nun trennen Meilen, viele, viele Wege, von dir mich, liebes Meer. Mir ist, als lägen Welten zwischen dir und mir — als sei'st du unerreichbar meinem Grüßen. Des Nachts, wenn Räderrollen aus staubigen Gassen hart durch meine Träume murrst, schlaf ich nicht mehr den süßen, glücksbewußten Schlaf, der meine Lieder kosend schloß — vor Tagen noch.

Da stand mein Fenster weit geöffnet, der Seewind über mir, und meine Lippen tranken seinen kühlen Atem. Die Nacht sang mir die ewige Melodie vom Wogenbrausen und von der dunkeln Wälder keuschem Lied. Der Mond stand groß und still am Himmel.

Heut' sieht er zu mir her, bleich wie ein trauervolles Antlitz, das mich verwirrend schreckt. Die Nacht ist voll geheimnistiefer Stimmen — und schwül die Luft. Und irgendwo ein welker Duft von toten Blumen, die ich aus Händen nahm, die kühl und leblos sind.

Ich möchte fort aus dieser kalten Fremde.
Ich möchte wandern – viele, viele Tage. Die
Blumen alle ließ ich gern zurück. Und geh
ans Meer. Und kniee nieder, betend zur Gott-
heit, der ich jauchzend huldige. Und über mir
des Sturmwind's donnernder Choral – und
auf in's lichte Blau des Himmelsdoms schwingt
sich ein leuchtend weißer Vogel.

Nun bin ich wunschlos gut.

Und fühle: hier allein ist meine Heimat.

12

Zwei Briefe las ich heute, die mich tief
bewegten.

Es schrieb mir eine gütig=liebe Frau.
Unendlich fein sind diese Worte, fein, wie
rieselndes Gewebe spinnwebzarter Spitzen,
die man mit schlanken, schmalen Fingern
behutsam in's gedämpfte Licht der seiden=
überdeckten Lampe taucht.

Und aus den Worten seh'n mich Freundes=
augen an:

»Ich möchte Ihnen Rosen bringen, die all'
die stille, trauervolle Schönheit des Herbstes
atmen. Die wunschlos sind. Sie sind von
mattem Weiß und leuchten wie aus innerem
Licht – ganz zart und ohne Glanz. Und
ihre Blätter lösen sich und sinken lautlos auf
den schlanken Fuß der Schale, ein's nach dem
ander'n – reglos fast – und ohne welk zu
sein.

In ihrer seltsam unwirklichen Schönheit
sterben so die Rosen, die ich – wie gern! –
in Ihre Hände legen möchte.«

13

Ein schlichtes Briefchen meiner Mutter liegt
vor mir aus alter Zeit:

»Ich denke immer nur an Euch, Ihr lieben
Kinder. Nun geh' ich nie mehr, nie mehr fort
von Euch.«

Aus jedem Wort siehst du, geliebte Mutter,
uns tief in's Herz. Sag', ahnen deine guten,
treuen Augen, wie deine Liebe – unlöslich
stark – um unser ganzes Wesen rankt und
Blumen trägt, viel' große, stille Rosen?

Wir bringen dir die dornenlosen, die allen
Duft und alle Süße haben, die noch der Herbst
vergeben kann. Sie sollen nun in deinen Hän=
den blüh'n – in deiner Hand, die manche
Dorne blutig riß, die keine Feierstunden kannte,
in denen müßig tändelnd sie Blumenkränze
flocht – wenn nicht für uns! Wir nahmen –
rasch, nach Kinderart – sie hin und schmückten
unsere wirren, spielzerzausten Haare.

Dann lagerte der Blütenduft auf unserer
Stirn, so wie das Licht der treuen Augen,
die unseres Lebens ganze Sonne sind.

14

Zwei Briefe las ich heute, die mich tief
bewegten.

Und leise trat ich aus dem warmen Licht
der Lampe zum Fenster und sah hinab auf
winterweißes Dämmern. Auf ersten Schnee.

Fern klangen Abendglocken, ernst und
schwer.

Drei dunkle Rosen welken in kristall'ner
Schale. Ein feiner, weher Duft schwebt
durch das Zimmer und gleitet matt
an seidenen Wänden ab wie kraftlos bleicher,
müder Hände Streicheln... Durch hoher
Fenster Spitzenhüllen fließt weiches Licht.
Liegt draußen, wo der Rosen Heimat ist,
ein stiller Garten – ein Teich vielleicht, in
grüne Rasenmatten eingebettet? Und harren
blasse Wasserblumen der Nacht auf seinem
reglos glatten Spiegel?

Ein Page, jung und wunderhold, geht über
leuchtend gelbe Wege in's dunkle Grün des
tiefen Parks. Ein Sonnenstrahl weckt goldene

15

Lichterfunken in seinem blonden Haar. Er geht, und seine spielerischen Hände wollen die Rosen pflücken, die im Dunkel – da irgendwo im Innern tief – heiß atmend glüh'n.

Die trägt er dann ins dämmernde Gemach... Ihr Duft wird warm und sonnentrunken sein und wird wie unruh'volle Wünsche durch die Stille geh'n. Und wird – am Abend – matt auf seines Teppichs Seidenarabesken sinken, indes die raschen Knabenhände neue Blumen brechen. –

Wohl stille, wunschlos bleiche Wasserlilien.

Ich stand in voller Sonnenhelle und hielt in den erhob'nen Händen behutsam eine wundersame Blume. Ich fühlte, wie mein leichtes Blut durch meine Finger floß und hörte durch die Stille rings die warmen Schläge meines Herzens. Es war in mir ein sanftes Glück – – und meine Blicke hingen an der Blume, als sähen sie in lieber Augen unnennbare Tiefe.

Kennst du sie auch, die heimlich-schweren Stimmen der Nacht, die leise raunend zu dir reden und Worte sagen, die du nicht fassen kannst, und deren Klang nur macht, daß du mit großen, schlaflosen Augen an die Decke starrst? Du fühlst erschauernd, wie du selbst dich leise von dir lösest und weißt: da draußen wandelt deine Seele, da, wo am Fenster der Kastanienbaum im Nachtwind sich verschlafen regt... Da lauscht sie in geheimnisvolle Ferne... Der Baum zu ihren Häupten schimmert durch das Dunkel mit tausend leuchtend weißen Kerzen.

Du aber liegst auf deinem Lager und weinst, daß deine arme Seele so einsam wartend draußen steht, wie an der Pforte eines fremden Gartens.

Wie an der Pforte eines Gartens steh' ich immer – und weiß das ganz gewiß: so war's durch tausend Leben.

Und ungekannte Menschen gehen mir vorüber und sehen in mein lächelndes Gesicht. Und bleiben lauschend steh'n und hören, wie mein Herz zu ihnen singt. Und gehen weiter. Ich aber senke traurig meine Stirn. Nun ist mein Herz so tief verstummt. Hat allen Klang der Welt gegeben und blieb allein. Und fremd und einsam ist es unter all' den Vielen...

Die Einsamkeit tut weh, die weiß, was Sehnsucht ist. Die Sehnsucht aber steht des Abends mit blassen Füßen vor der Tür und sagt mit stummem Munde unruhvolle Worte. Sie sind verworren und voll banger Rätsel, so wie das dunkle Flammen ihrer schattenschwarzen Augen. Und rieseln über deine schlafes müden Lider und rauschen schwellend durch dein tief geheimnisvolles Träumen. Wie Meereswogen rauschen sie um dich – und deine Lippen öffnen sich im Schlaf, und atmend glaubst du Meeresluft zu trinken, voll herber Kühle.

Weißt du nun, meine Seele, was die Sehnsucht sagt?

Weißt du, was dir Erfüllung heißt?

Am Morgen wachst du auf und hast vergessen, was du geträumt.

Doch blieb ein leises Lächeln noch in dir zurück.

Der Park liegt schweigend – tief in grünes Dunkel eingebettet. Durch die Kastanien fallen goldene Sonnenflecke auf vornehm ruhevollere Wege. Aus grünem Dämmer leuchtet matt und seltsam die moosbewachs'ne Statue einer weißen Göttin. Ein Sonnenstrahl fällt in das Herz der Sternblume, die ihr zu Füßen wächst. Und ihre sanfte Bläue leuchtet, als käme sie aus einem inneren Licht.

Und keiner ist, der sagt: Sieh' Kind, hier blüht die blaue Wunderblume, die du gesucht durch viele tausend Jahre. Hier, ferne aller Welt und allem Leben, in diesem Garten

schläft die blaue Blume. Du aber ziehst von Land zu Land – und deine Flüsse bluten, wenn es gen Abend geht. Und deine Augen sind so müde. Wenn dir die blassen Lider sinken, dann steht ein stolzer Traum an deinem Lager und reicht dir eine Sonnenkrone. Aus diesem Traum trinkst du dir neue Kraft. Und wanderst fort mit wunden Füßen, indes die Jahre neben dir am Wege steh'n mit starren, mitleidlosen Augen.

Wo ist dein Ziel, du armes Herz? Wo ist der Weg zu diesem wunderstillen Garten, der tief verschwiegen ist und dich zu süßem Rasten ladet – zu Füßen einer weißen, stummen Göttin? Da wirst du ruhen, armes, unruhwindes Herz. Und dir zu Häupten blüht die blaue Blume.

Es wedkte mich des Mondes Licht, das weiß und leuchtend auf mein Lager schien. Ich trat mit leisen Schritten in die Nacht. Die Berge ringsum hatten allen Glanz gefangen, und schwarz und schweigend lag der See. Aus dunkler Tiefe glühte sein smaragd'nes Auge mit traumlos starrem Blick aufwärts zu hellen Gipfeln, wo mit dem Schimmer unberührten Schnees das blasser Mondlicht leuchtend sich vermählte. Der See lag weltentief in großer Einsamkeit.

Dunkel geheimnisvoll ist dieser See. Auf seinem Grunde ruht ein Leid – mit Augen, fest geschlossen, in stillem Schlaf. Die weißen Bergesgipfel schau'n herab, und alle schwarzen Tannen steh'n wie treue Wächter. Die Sonne neigt sich dir entgegen und sucht dich, bleiche Schläferin. Du aber bist verstummt. Nur manchmal – nachts, wenn Mond und alle Sterne sich hinter Wolken borgen, und wenn der Bergwind von den Höhen talwärts schreitet – dann schlägst du deine Rätselaugen auf

und horchst. Doch Stille rings. Und deine Hände, weiße Blumen, regen sich wie im Traum. Das grüne abgrundkühle Wasser fließt durch deine Finger, die kalt und kraftlos sind, und deine langen, glatten Haare zerren den Kopf, der matt sich hebt, zum Grund. See-gräser, böse Algen, die Schlangen gleichen, verschlingen sich mit deiner Haare Seidenfäden und halten dich. Die Sehnsucht, die in deinen Augen hebt, erlischt.

Nun ruhest du wieder, bleiches Kind. Nun schläfst du wieder hundert Jahre den traumlos tiefen Schlaf, und Wälder rauschen um dich. Berge schließen dich ein.

Fern liegt die laute Welt...

Grauer Regen rieselt unaufhörlich. Schwarz, in düst'rem Schweigen, ruht der See. Alle Gipfel tragen schwere Wolkenlasten, finst're Tannen steh'n erstarrt. — Ich schreite durch das Grau. Tief melancholische Gedanken zieh'n mit mir und streifen matten Flügelschlags kühlschauend meine Stirn...

22

Nach langen, regenschweren Tagen nun endlich eine Sonnenstunde! In grünem Golde tropft es nieder aus den Zweigen. Licht-überglänzt liegt drüben Sankt Bartholomä. Die weißen, schneebedeckten Gipfel leuchten, als hätte Mutter Sonne selbst dort Rast gehalten und werfe mit den Strahlenhänden Lichtfunken lachend talwärts, die da unten aufsprüh'n.

Und zarte blasse Nebel kommen und legen ihre Silberschleier auf die Berge, auf denen Sonne strahlend leuchtet. Doch tief am Grund des Sees, da wo das Schweigen wohnt, lauscht grünes Dunkel. Und alle Rätsel kauern da und starren aufwärts mit den großen, kalten, sonnenlosen Augen. Rings tief erschredtes Lauschen.

Blauschwarze Wolkenwände erheben sich drohend über dem Gebirge. Und alles Licht verdunkelt jäh. Ein Windstoß, kurz und heftig, durchrast wie gellender Fanfarenschrei die Wälder. Er kündigt: seine Majestät der Sturm! Der kommt von droben her und reißt die

23

Wolken auseinander, daß greller Lichtschein blendend niederzuckt. Es grollt und brüllt tief in den Bergen. Der Regen, der in dichten Strömen rauscht, ist undurchdringlich grau. Der See liegt da wie stumpfes, grünes Glas — in matter Schwere. Der Sturm darüber hin, rast, wütet durch die Tannen, schlägt zornig mit den Fäusten an die Felsen — keucht empor. Mit Blitz und Donner schwindet er wie toller Spuk dort hinter jenem weißen Gipfel, den die Sonne zaghaft wieder grüßt. Ein Regenbogen schimmert auf.

Und meine Augen blicken weithin durch die schemenhaften Berge, die glasart in der Sonne steh'n. Da liegst du drüben, schimmernd blaue Ferne, sonnüberglänzt. Du Ferne, die meinem Sehnen Erfüllung gibt. Wie ruft mein Herz dich jede Stunde, wie sendet es Gedanken, Wünsche aus, die zu dir schweben mit Schwingen voller Licht und voller Leuchten! Doch abends, wenn die ersten violetten Schatten wie düst're Träume vor der Türe

24

steh'n mit dunklen, schwermuttiefen Augen — dann kehren sie zurück, und sinken auf der Schwelle nieder, matt und wundgestoßen und sterbensmüde. Ich aber frage nicht. Die Lippen hab ich herb' geschlossen... In mir ist tiefe Einsamkeit. Fern, hinter jenen Bergen, schwer und drohend nun wie finst're Wächter, die mir feind sind, schimmert golden der letzte, zarte Gruß der Sonne, die mir erlosch.

So sagte ich dem stillen Bergsee Lebewohl, noch eh' sich seine tief geheimnisvolle Seele mir erschloß. Und vor mir öffneten sich alle Fernen, bis weit im Nebeldunst die herb schmucklose Ebene versank.

Mein Weg führt mich dem Meere zu.

Durch Felder, golden leuchtend, an strahlend gelben Streifen duftender Lupinen vorbei, durch stille Wälder, weite, weite Wiesen trägt mich der Zug. Gen Norden. Heimatwärts.

25

Die Sterne sind so seltsam nah und
schweben wie an langen Seidenfäden,
aus Ewigkeiten endlos weit, aus
schwarzer Leere.

Wüßt' ich den Zauberspruch, den mir die
holde Fee im Märchen sagt, wenn ich sie recht
von Herzen bitte! Den Sturmwind weckt' ich
auf, der hinter jenen Bergen träg' atmend
schläft. Er müßte — mürrisch — mir ge-
horchen und käm', die Haare wirr und schlaf-
zerzaust. Wie wirbeln da die spinnwebfeinen
Fäden durcheinander! Aufsprühend, schwan-
kend splittert Stern an Stern — und Funken
fallen, rieseln mir ins Haar und bleiben hell
wie Diamanten hängen!

Es klingt ein starker Sang in mir,
Der mir ein hohes Ziel verheißt,
Der meine Tage jauchzend macht
Und sonnenwärts mich siegend reißt.

Durch meiner Nächte Träume schwebt
Ein süßes, wundersames Lied,
Das mich mit weicher, linder Hand
In weite, weite Fernen zieht.

Die Sonne sinkt. Und ihre gold'nen
Rosen streut sie mit mütterlichen
Händen über's Meer. Das atmet still
und wie im Traum. Die Wellen, die in mattem
Plätschern dem Strand entgegenrollen, sind
hell wie grünes Glas, ganz lichtdurchschimmert.

Ein weißes Segel schwebt in sicherem
Gleiten heimatwärts... O wüßt' ich meiner
müden Seele einen Hafen, dahin sie flüchten
kann — in eines Abends schöne, tiefe Kühle...

Aus eines Abends Kühle bin ich
heut' gekommen. Sinkendes Gold,
spätsommersonnenmatt, lag auf den
Wiesen, die mittags bräunlich brennen über
leuchtend grünem Grund. Am Abend aber
duftet süß und kühl ein herbes Welken.

Ich stahl dem Walde eine arme Handvoll
duftender Zyklopen. Die nahm ich mit mir
in die große Stadt. Und bettete sie voller
Liebe in ein Glas, das grün wie Moos ist,
grün wie Wald und Wiese...

Sieh, die grauen Tage kommen wieder.
In langer Reihe geh'n sie stumm vorbei
an meiner Fenster hellem Leuchten. Sie
gehen müden Schrittes mit gesenktem Blick
und sind verstummt, als hätte nie ein Lächeln
sie je gegrüßt — und schreiten lautlos über
regennasses Laub, das sterbend auf den Wegen
liegt...

In meinem Zimmer brennen alle Flammen,
und von den Wänden rieseln blaue Wellen
Lichts und fließen über Teppiche, in denen
wohlig der Fuß versinkt... Über die Blumen
strömen sie — die weißen Rosen, die wie
blasse Träume sind, und rote, ganz in Sommer-
glut getauchte... In hohen, schlanken Vasen
zittern Orchideen, die seltsam sind und voll
Verlangen, und über deren schmale Blüten
ich kosend streichen muß, wie über müde
Hände, die wissen, was Sehnsucht ist und
doch zu kraftlos sind, zu fassen und zu
halten... Wie Hände, deren kranke Schön-
heit mich bannt. Auf Allem liegt das volle,

blaue Licht, das aus der weißen Höhe des Gemaches niederströmt . . .

Mein ruheloser Schritt versinkt in Schweigen. Und meine Stirne press' ich an die Fensterscheiben und spüre, wie das Blut mir in den Schläfen pocht. Fast ist es mir, als klopfe in dem kalten Glas ein Herz, das zu mir spricht. Und siehe, es sagt Worte, die ganz mein sind — so tief vertraut mir, wie noch nie ein Fremdes zu mir sprach . . . Und lächelnd seh' ich nieder auf die regennassen Wege, die unter meinen Fenstern liegen, und über deren trübes Dämmern ein heller Streifen Licht wie Gruß aus einer glücklicheren Welt herniederleuchtet.

30

Wie ist mein Herz doch gar so müd' der schwarzen Nächte, daß es nun wieder glauben will an einen lichten Tag! Ein Lächeln kam zu mir.

Bringst du mir Sonne, hast in deinen Händen Sommerblumen, die doch der rauhe Sturm zertrat, der Nacht für Nacht vor meinen Fenstern lärmte?

So träumt' ich ihn! So träumt' ich, daß die Freude von uns ging und aufwärts schwebte zu den Sternen. So träumt' ich, daß an jedem Morgen die Sonne ohne Glanz am Himmel stand und daß ihr Glühen feindlich war wie scharfe Pfeile und daß sie abends rot wie Blut, das heiß aus Wunden strömt, versank. So träumt' ich, daß der Welten Harmonien verhallte und schrille Dissonanzen durch die Länder dröhnten, wie plumpe Schritte, die die junge Saat zerstampfen, eh' noch der Sommer kommt.

31

Nun scheint ein erstes Lächeln in mein Herz. Die Fenster will ich weit der Sonne auftun und will das süße Lied voll Sehnen in mich trinken, das sich aus irrem Mißklang zögernd löst. Das erste Lied, so leise noch. Vielleicht erstirbt es, eh' es den Weg in's Heimatland gefunden, vielleicht zerschlägt es seine reine Stirn an kaltem Erz. Vielleicht auch geht es weiter, unbeirrt, mit Schritten, die eines Siegers Schritte sind, in leisem Klingen. Und geht durch Blut und Tod, und geht durch Nacht und Qual und Groll. Und wer es hört, der wird erwachend hordchen, als sänge seiner Mutter Mund ein altes, lang' vergess'nes Lied.

32

In einem dunklen Laden, zwischen Gerümpel, Staub und spinnwebgrauem Trödel, sah ich — verstaubt und schmutzgeschändet — eine Muschel liegen. Der rosenzarte Mund trotzig in trostlos dumpfem Grau'n verstummt, die weißen Zackenhändchen flehend in verständnislose Leere. Ich nahm sie liebevoll in meine Hände und trug sie heim — behutsam, wie einen schwer erkämpften Schatz. Nun liegt sie vor mir, rein und leuchtend. Mein Ohr neigt sich und trinkt in langem Lauschen ein leises, hold vertrautes Lied.

Vielleicht vor vielen, vielen tausend Jahren am Meeresgrund warst du ein liebes Spielzeug mir, ein Schmuck für meine langen, bernsteinhellen Haare. Die Wasser zogen über mir dahin in grüner Flut — und wenn die Sonne tastend in das Dunkel griff mit gold'nen, strahlenfeinen Fingern, stieg ich empor und sah in's Licht. Das Wasser floß von meinen blassen Gliedern — und kühl und schauernd nahm der Seewind mich in seine Arme, der

33

ruh'los über's Meer ging – strandentgegen.
Und einmal schmiegt' ich mich an seine
Brust und bat ihn leise: »Nimm mich mit
dir in's Menschenland...« und fort trug's mich
mit Sturmesschritten an eine weiße Küste.

Wie seltsam fremd, geheimnisvoll und
lockend da oben vom Hügelrand der Wald
mich ansah. Die Sonne brannte heiß herab
und trank die salzigen Tropfen, die wie kühles
Linnen von mir fielen: Ich lag im Sand und
staunte in die neue Welt hinein.

Der Abend kam. Ich sah ihn durch den
Wald hinschreiten, den stillen, großen Engel
mit dunklen Flügeln und mit langen, schwarzen
Haaren, in denen Sterne heimlich leuchtend
hingen. Und seines Atems sanfte Kühle, süß
und voll Milde lag auf mir.

Die Wellen netzten meine Füße – und
meine Hände ruhten im Sand, der war noch
ganz durchglüht von warmer Sonne.

So lag ich eine ganze Nacht.

Am Morgen aber war ich müde und trauer-

34

voll. Und ging in's Meer hinein mit zagem,
ungewissem Schreiten. Die Wasser schlugen
über mir zusammen, als ich sank.

Hab' ich – wie lang' – am Meeresgrund
gelebt und hab' die Menschenwelt vergessen?

Vergaß ich nie die stillen Stunden am weißen
Strand und sehnte ewig mich in's Licht?

Starb ich vor Sehnen und erwachte als
Menschenkind? Im Innern unlöslich verbunden
der weiten, freien, sturmdurchtobten See?

Ich gehe hin durch Straßen, voller Unrast
und voll Lärmen.

Und rede meine Hände auf zu stolzen
Höh'n – und breche Blumen mir, die Dornen
haben. Und hab' ein Lachen auf den Lippen,
von dem mein Herz nichts weiß. Mein Herz
schläft tief in mir wie eine kühle, weiße Perle.

Heut' trug ich eine Muschel heimwärts, die
aus staubigem Dunkel zu mir um Hilfe rief...

Sie singt zu mir, und meine Hände halten
sie voll Liebe.

Ihr Singen ist mir wie ein Wiederfinden.

35

Der junge Page zündete an jedem Abend
die Kerzen rechts und links des Spiegels
an, zu dem sich hold der Herrin
schönes, weißes Antlitz neigte. Das schöne,
weiße Antlitz seiner holden Herrin lag ein-
gebettet in des Spiegels mattem Silberglanz,
und Widerschein der Kerzenflammen weckte
goldrotes Feuer ihr im Haar, durch das ein
schmales Perlenband sich zog.

Sie nahm's mit schlanken Händen fort und
legte es in eine samtene Kassette, die, tief-
gebeugten Knies, der junge Page ihr ent-
gegenhielt.

An jedem Abend lag um ihre roten Lippen
eine Freude, die voller Sehnsucht war. Und
ihre Hände, zart und schmal in spielerischer
Schönheit, gaben die Ringe her, die großen,
leuchtenden Smaragde – und Perlen, gold-
gestickte Bänder, indes ihr Blick versonnen in
den Spiegel träumte.

Der junge Page kniete schweigend und las
von der geliebten Stirn der so geliebten Herrin

36

das Lächeln fort und las die Sehnsucht von
den roten Lippen.

Sie sah ihn nicht.

Sie sah nicht seiner Augen dunkle Flammen,
sie sah das Zittern seiner Hände nicht und
wußte nicht, wie seines Blutes Singen zu
ihr flehte.

So aber war das Lied, das in ihm sang,
verschlossen herb' und stolz von schmalen
Knabenlippen:

»Du schönste Herrin du, du hast mit
deinen Augen, die über mich hinweg
geh'n, die Lieder alle fortgejagt, daß
ich verstummt bin, tief verstummt und
ganz allein. Du schönste Herrin, hast
mit deinen Augen, die du dem Glas
des Spiegels schenkst, ein Feuer mir ins
Blut gegossen, so daß ich ganz verbrannt
bin, ganz verbrannt mein junges Herz.
Und durch das Herz und durch die
Glieder fließt mir Feuer – und meine
Hände sind ganz bleich von weißen

37

Flammen. Und meine Augen sind zwei scheue Sklaven, die treu dir folgen — behutsam in dem Schatten dunkler Wimpern, die sie bergen. Des Morgens, wenn du langsam über Marmorstufen zum Garten niedersteigst, und deines Kleides Schleppe, leicht gerafft von wunderbarer Hand, die Treppe überrieselt, sind sie schon da und spähen durch die Zweige der Büsche nach dir und grüßen dich. Vom Morgen bis zum Abend suchen sie dich und neigen sich vor dir, die ihrer niemals achtet. Und wenn du mich des Abends gehen heißest mit lässiger Gebärde und ich allein bin, breite ich der Lieder sanfte Decke über sie und ruf' sie in mein Herz. Da kommen sie, beladen ganz mit neuen Flammen, die rot und jauchzend in mein Blut sich stürzen.«

Doch gestern Abend brachten sie mir dunkle Kunde. Gestern, geliebte Herrin, sprachen sie:

38

»Ich sah die Königin an blumenübersäeter Tafel und sah an ihrer Seite Don Almansor. Er sprach zu ihr — und seine Worte, die sich von den Lippen stahlen, den roten, weichen Lippen Don Almansors, waren süß und stark wie Wein, der dunkel in dem gold'nen Becher glühte, den ihre Hand umfaßt hielt. Fest umfaßt den schlanken Becher, als ob sie zu zerbrechen ihn begehrte. Um ihren Mund lag ein verträumtes Lächeln, das mädchenhaft und scheu war und doch voll Verlangen. Und ihre Augen sanken jäh in Don Almansors Blicke, als wollten sie ertrinken in der dunklen Flut. Und kamen wieder — taumelnd ganz — und tief erschreckt — und voll von einem Glanz, wie ich ihn niemals sah, in der geliebten Herrin stolzen Augen.«

Heut' sah ich dich, du weiße Königin, im Garten mit den Kavalieren. Und Don Al-

39

mansor kam den Weg entlang, der gelb und leuchtend in der Sonne lag. Sein braunes Antlitz war wie matte Bronze. Du wurdest bleich, geliebte Herrin, und deiner Hand entsank die Rose, die du gepflückt. Ich eilte, sie von deines Kleides Saum zu lösen, an dem die Dornenreiche schwankend hing. Doch Don Almansor kam geschmeidig mir zuvor.

Er gab die Rose dir zurück in deine kraftlos blassen Hände — und seine Lippen formten flüsternd ein Wort:

»Heut' Nacht — —«

Und du sprachst leise, bebend:

»Heute Nacht — —«

Da lief ich in mein stilles Zimmer hoch im Turm und nahm den schmalen, edelsteingeschmückten Dold, der meiner Knabentage stolze Freude war, und barg ihn in der breiten Seidenschärpe, die mir die Hüften gürtet.

Und wenn du jetzt mich gehen heißest, Königin, so wart' ich vor der Schwelle, verborgen in den Samtverhängen deiner Tür,

40

erwarte, die Hand am Doldgriff, Don Almansor — — Königin!

Die Herrin löst die letzte Perle aus dem Haar. Sie ist sehr bleich — und ihre Augen sind wie große Sterne. Ihr Mund ist rot wie nie zuvor und voller Sehnsucht.

Der Page harret, geneigt sein Haupt, des Winks. Er geht — — und trinkt noch einmal tief in sich hinein ihr Bild.

So sieht er sie zum letztenmal: Von schwerem Haar rotgolden überströmt, den Kopf erhoben und mit einem Warten in den Augen — in unnennbarem namenlosem Glanz. Es fließt an ihrem Leib die weiße Seide. So sieht er sie zum letztenmal, die weiße Königin.

Die Nacht schleicht lautlos.

Ohne Regung wartet stumm der junge Page.

41

In gold'nem Rahmen eine Rose, die ich aus fernem Osten heimwärts trug. Die südlich dunkle Glut der Blätter ist ermattet, doch wenn ein jäher Lichtstrahl auf sie fällt, erschimmert unter kühlem Glas, das sie gefangen hält, die Rose, als habe eine liebevolle Hand sie eben erst gepflückt... So dunkel blüht sie auf, wie wenn ein warmer Blutstrom durch die zarten Blätter fließt, pochendes Leben sie durchglüht.

Und sie erzählt mir wunderbare Träume.

Im Haremsgarten blühte eine Rose, sonnen-trunken, inmitten stummer Mauern des Serails, das schön ist und geheimnisvoll wie einst die holden Märchen Tausendeiner Nacht. Der Stamm, dem sie entsproß, schmiegte sich an die Wand, und seine grünen Hände rankten sich sehnsuchtsvoll den Fenstern zu, die hinter dichten Gitterstäben die schönen, weißen Frauen bargen, als noch das Leben durch die stillen Räume schritt. Als schimmernd zarte

Hände nach den Rosen langten. — Er liebte es, der Herr, wenn rote Blüten in den schwarzen Haaren hingen, wie schwüle Träume in der dunklen, sternenlosen Nacht. Und alle blühten für den Herrn, die Rosen.

Ein Prinz aus fremden Landen kam. Acht weiße Pferde zogen seinen Wagen. Der Läufer brach zusammen auf den Marmorstufen des Serails, knapp vor den schaubedekten edlen Tieren, die zitternd standen, kurz gezügelt von brauner Sklavenhand. Fanfarenjauchzen grüßte ihn, den schlanken, adeligen Fürsten, der langsam durch die Reihen tief geneigter Würdenträger schritt. Es lag ein Glanz auf seiner Stirn. Und in den samt'nen Augen schliefen Blitze.

Des Sultans junge Lieblingssklavin tanzte in dichten Schleiern vor dem Gast am Abend.

Er, unterm Baldachin, saß rückgelehnt mit müdem Blick. Die Diener reichten knieend saftgeschwellte Früchte und gold'nen Wein in schimmernden Pokalen, um deren Fuß sich

Blüten wanden, süß und voller Duft. Musik floß irgendwo in sanften Strömen.

Wie seltsam war der fremde Prinz!... Die langen, edelsteingeschmückten, schlanken Finger zerpflückten eine Blume, indes die Augen, halb geschlossen, der Sklavin, die in Schleiern langsam wiegend vor ihm tanzte, lässig folgten. Sein braunes, schmales Antlitz war umrahmt von glatten Haaren, in denen eines gold'nen Reifes mattes Glänzen lag. Das Kleid aus leuchtend weißer Seide knapp am hohen, schmalen Leib, und seine nackten, schlanken Füße auf seidener Kissen weichem Pfühl.

Die junge Sklavin hielt wiegend auf blasser Hand die Schale Rosenöl. Sie hielt sie tanzend über ihrem Kopf — und alle Spangen ihrer Arme klirrten leise.

Der Sultan, seinem Gast zur Seite, prunkvoll geschmückt, befahl mit eines schweren Augenslides Zucken.

Sie kniete langsam nieder vor dem Fremden, tauchte die Fingerspitzen in die Schale, salbte

seine Füße, neigte ihre Stirn. Und durch den Schleier bot sie junger Lippen heiße Huldigung. Er aber wandte sich dem Sultan zu und dankte für den Tanz mit wohlgesetzten Worten.

Die Nacht ging durch's Serail mit leisem Schritt.

Im Harem hatten lange sie geschwatzet und von dem schönen Fremden flüsternd erzählt, den sie, versteckt und unsichtbar verborgen, gesch'n.

Ein Lachen seines Mundes, ein Blitzen seiner weißen Zähne, ein Glühen seiner dunklen Augen war unter ihnen, ging umher wie eine wildverwirrte Melodie.

Nun schliefen alle einen unruhvollen Schlaf. Wie glühende Erfüllung lag ein Lächeln auf den off'nen Lippen.

Die junge Sklavin schlich zum Fenster hin. Des Mondes Licht stand grell und leuchtend auf der hohen Mauer, die drüben ihre enge Welt verschloß.

Sie zog die Rosenranken durch die Gitterstäbe und drückte sie an ihrer Lippen sehnsuchtsvolle Wärme. Kühl waren sie, die Rosen, und voll geheimer Zärtlichkeit, so wie die samtene Kühle seiner Füße, die sie mit Rosenöl gesalbt, auf die sie ihre Stirn geneigt und die sie heiß verstohlen geküßt im Angesicht des Sultans, ihres Herrn!

Der Fremde aber hatte sich von ihr gewandt mit kaltem Wort.

Und wenn der Morgen graut, dann hört sie wohl das Stampfen seiner Pferde, die ihn heimwärts führen. Für immer fort. Die weiße, kalte Mauer drüben schließt ihres Lebens Kerker ab.

Erbarmungslos. Unüberwindlich. Ohne Ende.

Und langsam – wie in träumerischem Spiel – nimmt sie den edelsteinverzierten Dolch, den einst der Sultan schenkte der Dienerin, der Sklavin seiner Wünsche.

Und rotes Blut tropft schwer und warm und färbt die Rosen.

Man fand die tote Sklavin, als abschiednehmend der Prinz vom Sultan die schöne Tänzerin als Gastgeschenk erbat und dieser – zögernd – ihm Gewährung nickte.

Vor der Terrasse draußen stampften voller Ungeduld die Pferde, und helles Sonnenlicht lag auf dem breiten, gelben Weg, der aus den düstern Mauern führte – ins fremde, schöne Leben.

Ich nahm die Rose, die mir ein Osmane im Haremsgarten brach, ganz zart in meine Hand.

Sie glühte dunkel, als habe rotes Herzblut sie gefärbt. Ihr Duft war süß und schwer, als hätten Lippen voller Sehnsucht sie gestreift.

Und alle Märchen schlafen in der dunkeln Tiefe.

Langsam entsinkt die Geige seiner Hand. Das letzte kaum gehante Verhauchen scheint wie auf Silberschwingen durch den weiten Saal zu schweben. Der Künstler lauscht, geschloss'nen Auges. Um seinen schmalen Mund vertieft das feine Lächeln sich zu Schmerz. Es ist, als sei nun seine Seele von ihm fortgegangen mit leisem Klang und schwinde lautlos – singend – hinab zu jenen vielen Menschen, die seine Nähe spüren wie einen Bann.

Noch einen Herzschlag lang horcht er in sich hinein. Dann werden seine Augen klar und wachend.

Der Jubel rauscht zu ihm hinauf mit starken Wogen. Es ist ein weißes Meer, das unter ihm verwirrend braust. Der schlanke Mann steht da wie wehrlos. Neigt tief sich, läßt die Augen schweifen über alle, die ihm zu Füßen lärmten. Einsam und unnahbar – ein König. Der Glanz in seinem Blick ist ganz verdunkelt. Das Leuchten schweigt, das alle

blendete, so daß der Eine es zum And'ren sagte: »Sieh' seine Augen an, sieh', wie sie seltsam sind...« Und daß die Frauen fühlten, wie laut das Blut in ihnen sang.

Sie riefen ihn, als schon die Lichter im Saal erloschen...

Am Wagen steht die Menge – und durch die Gasse, die sie erfurdtsvoll ihm bahnt, geht er ganz eingehüllt in Juchzen.

In seidene Kissen schmiegt sich seine junge, blonde, mädchenhafte Frau. Es ist ein Schweigen zwischen ihm und ihr. Gleichgültig rollt der Wagen seinen Weg. Und fern verhallt der letzte Bravoruf.

Der, dem es gilt, sieht vor sich hin. Um seinen Mund liegt tief vergraben ein müder Zug.

Da tastet eine scheue Hand nach seinen weißen, schmalen, wunderbaren Meisterhänden. »Du spieltest schön.«

Doch sie verstummt, als hätte sie gesehen, wie kalt das Lächeln ist, das seine Lippen schürzt.

Sie sieht mit großen Augen durch die Scheiben auf die Straße. Doch sieht sie nicht vor Tränen die hellen Lichter, die da draußen leuchten, wie Freudenfeuer durch die dunkle Nacht!

Ein Fest zu seinen Ehren: schöne, geschmückte Frauen, viel Ordensbänder, Gläserklingen. Brillantgeschmückte Hände strecken sich ihm hin und schmiegen sich in seiner Hande matte Kühle. Augen, in die er blickt, erdunkeln, bebende Lider sinken. Er spricht, lacht, sprüht und funkelt wie ein kostbarer Diamant... Sie lieben seine rasche, weltmännische Art, sein kluges Auge, seinen herben Mund.

Und unter allen seine blonde, schweigsam scheue Frau.

Sie ist von schlichter Liebllichkeit, die süß und keusch nur dem sich aufschließt, der in den gold'nen Grund der stillen Augen gütig sieht. Sie trägt an ihrer Brust mattila Orchideen. Sie weiß es, wie er diese Blumen liebt,

und wie er oft den schmalen Mund zu ihnen neigt, als sauge er ein fremdes, trügerisches Gift aus ihren blassen Blüten — heimlich. Sie steht auf seine langen, weißen, schlanken Hände, die herrisch sind und grausam und voll Zärtlichkeit. Wie liebt sie diese Hände, die ihr ganzes Leben entgegennahmen.

Manchmal, in dunklen Nächten, wenn sie einsam wachend liegt, erfaßt sie wilde Sehnsucht, daß diese Hände wehtun sollen, bitter weh... Wie reich macht süße Qual, die von den Händen kommt, die heiß sie über alles liebt, wie arm die kalte Freundlichkeit, die sie erstarren läßt.

Sie sieht auf seinen Mund, der fremd geheimnisvoll oft scheint, auf den sie ihre Lippen pressen möchte, wie nie zuvor, wie sie es nie gewagt. Und der ihr sagen soll — der sie vernichten soll mit nacktem Wort, mit harter Wahrheit. Nur sprechen soll er — nur nicht schweigen. Nicht lächeln, freundlich reden.

Oft fällt ein Widerschein auf sie von seinem Glanz: man denkt der stillen blonden Frau, die ihm gehört und die so ganz verloren unter ihnen sitzt und schweigt. Dann sagt man ihr verwirrend glatte Worte — und hinter ihnen lauert es in sinnendem Begreifen: sie war sehr reich. Und sucht mit scheinbar mitleidsvollem Blick die herbe Falte müden Resignierens auf seiner weißen Stirn... Und sieht in kecke Siegeraugen.

Was wißt denn ihr von ihrer Qual? Was wißt denn ihr davon, wie sie mit zuckendem Munde den Becher leeren muß, den ihre armen Hände halten? Bis auf den Grund, den Becher Leid.

Er liebt es nicht, daß sie ihm zuhört, wenn er spielt. Dann steht sie heimlich stundenlang an seiner Tür und horcht der wunderbaren Sprache seiner Seele. Sie weiß gar wohl: es ist ein fremdes Heiligtum, vor dem sie wartet,

und das in unfassbaren Worten redet. Sie weiß nur: das ist Er, ganz Er, ganz tief in sich versenktes Er. Und dies ist schön, ist warm von Herzensschlägen. In dieser braunen Geige, die er hütet als kostbarsten Besitz, liegt seine ganze Seele. Sie strömt aus ihr und schöpft aus ewigem Quell, erschöpft sich ganz in Klang und Harmonie. In dieser braunen Geige liegt sein Herz. Und sie beginnt die Geige zu lieben und zu hassen.

»Ist eine Geige nicht ganz gleich der and'ren?« »Wie fragst du töricht, Kind. Nichts könnt' mir diese Geige je ersetzen. Wir sind ganz eines, sie und ich. Ich glaube fest: sie lebt und ist ein Stück von mir. Sie singt viel schöner, als ich fassen kann. Und sie allein versteht mein tiefstes Wesen.«

»Nicht wahr, in dieser Geige schlägt dein Herz?«

Er streichelt lächelnd ihre blonden Haare. Mit einem Staunen voller Freundlichkeit.

Und sieht nicht mehr den großen Blick,
mit dem sie in die Weite starrt.
Sein Herz ist diese Geige.

Sie ist jetzt viel allein. Er übt zu einem
Duoabend. Er geht mit seiner Geige zu einer
schönen Frau. Die wird das Echo seiner Seele
sein und wird mit ihren feinen, nervösen
Händen aus den Tasten Lieder locken, die
er im Innern fühlt. Sie wird es ganz versteh'n,
was seine Geige singt.

Sie leidet namenlos. Sie leidet schweigend.

Wie eine Orchidee ist diese fremde Frau,
wie eine Orchidee, die er so liebt. In diesen
Haaren müßten Blumen sich zu Tode sehnen,
die schön und seltsam sind. Sie selbst so
wesenseins, ihm eigen, daß sie erzittert, wenn
sein Blick sie trifft. Sie sieht ihn an, als wollt'
sie sagen: ich fürcht' dich nicht.

Sein Auge aber ist ganz dunkel und hat
am Grunde einen matten Glanz.

Und seine Hand erbebt, eh' sie die Geige
faßt.

Sie spielen...

Wer ist noch auf der Welt, als ich und
du? Wo schwebt der Stern, auf dem wir
leben? In welchem Ätherblau? ... Ist nicht
um uns die grenzenlose Einsamkeit? Wie
kommt es, daß ich weiß, was deine Seele
sagt, wie kommt es, fremde Frau, daß ich
den Willen deines Herzens spüre? Wie kommt
es, fremder Mann, daß deine Lieder mir er-
klingen, als kämen sie aus mir? So sieh' mir
in die Augen, daß ich sehe, warum ich fühlen
muß...

Bleich sind sie wie der Tod — und ihre
Augen sinken ineinander.

In dieser Geige schlägt sein Herz.

Es hämmern in dem armen Kopf die gleichen
Worte.

Ein schwarzer Schleier sinkt vor ihr her-
nieder. Sie weiß nichts mehr. Nur eines: dieses
Herz muß sie der fremden Frau entreißen.
In einem unbewachten Augenblick wird sie
die Geige wie ein Dieb ihm nehmen. Und
gehen. Fort, hinaus, in ewig dunkles Schweigen.
Niemand wird sehen, daß sie ging.

Und niemals wieder soll die Fremde so
eins sich fühlen mit ihm... so ganz sein
Eigen sein.

Es war in einer Kirche. Hoch oben auf
dem Chore stand ich am Fuß der reich-
geschnitzten Orgel und sah auf ihn, den
blinden Organisten. Das hagere Antlitz, das
von tiefen Leiden zeugte, von Kämpfen, die
nach hartem Ringen wunschloser Ruhe gewichen
sind, stützt still sich auf die bleiche Hand.
Und um den Mund, den herb' geschloss'nen,
liegt müdes Träumen, als lauschte er einer
ander'n Stimme, als der des Priesters.

Und als nun seine Finger in die Tasten
greifen, und rauschende Akkorde himmelan
erbrausen, bricht mächtig sich die Sonne Bahn
— und rings die ganze Kirche ist ein rotes
Leuchten. Die toten Augen sonnenwärts ge-
richtet, spielt er.

Und seiner Seele schöne Worte schweben
in Klang und Sonne ihrem Gott entgegen.

Nun ist es still.

Ich seh's ihm an: er ist nicht blind — er
hat weit mehr, als ich geschaut — und du.

Es zieht ein schwarzer Reiter durch lichtlos tiefe Schatten in dunkle Nacht. Sein Roß ist weiß und schreitet ohne Laut, gesenkten Haupt's. Mit schwerem Flügelschlag schwebt über ihm ein düst'rer Vogel. Wie tief erschreckt steh'n rings am Weg die hellen Birkenstämme – und silbern schauernd rieseln ihre Blätter. Die schwarzen Tannen aber neigen sich wie ernste Diener... Sie beugen sich – indes der Wind auf dunklen Bergen hockt und atemlos in Angst und Grauen ohne Regung lauert...

Die alte Sage geht, daß, wer ihn sieht, den rätselhaften Reiter, nie wieder lächeln wird... Doch wen ein Blick trifft aus den Augen – dem stirbt das Herz...

... Am Abend hab' ich oft gestanden. Vor mir die lange, weiße, trostlos leere Straße...

Die alte Sage geht, daß wer den schwarzen Reiter sieht – – – – –

Und kam zu mir durch tiefes Dämmern. Fern leuchtete sein weißes Angesicht... und seine Augen waren dunkle Sterne.

Ich aber lief mit nackten Füßen ihm entgegen und sprach:

»Wer bist du denn, daß ich mich neigen muß und sagen: Herr! zu dir und spüre meines Meisters Willen, der alle Kraft mit sanften Händen von mir nimmt? Wer bist du, daß ich jauchzend vor dir kniee und sage: nimm, was dir gehört! Wer bin denn ich, wenn du mein König heißest?« Und sah in grundlos tiefer Augen kühles Flammen.

Die schwarzen Schleier sanken über meine Sinne, mir war's, als pflücke eine weiße Hand, die mild und gütig war, das Lächeln fort von meinen Lippen, wie man im Walde eine Blume bricht. Und fühlte, wie mein Herz in seiner Hand zerbrach und tief und kühl in mir verstummte. Fern ritt er weiter – in die Nacht hinein.

Und alle Abend wart' ich auf die Feierstunde, die meinen Herren bringt. Er reitet stumm vorbei und seine Augen grüßen mein totes Herz. Auf seinen Lippen schläft wie eine

rote Purpurblume mein Lachen, das er von mir nahm mit lässiger Gebärde. Der schwarze Vogel aber, der um seine Stirne schwebt, hat auf den Flügeln einen Glanz, als habe er das Licht der Sonne, die schon sank, wie ein Geschmeide über sich gezogen. Das leuchtet blaß in mattem Glühen und legt um meines Herren Haupt die Krone, die aus Licht gewoben ist.

Des Königs Krone.

Das ist, als ob mein Sehnen mit weißen Händen in das Dunkel taste, das weit und ohne Grenzen vor mir liegt. Und Schmerz und Lust geht über sie hinweg und rieselt zwischen ihren Fingern, die ohne Kraft sind und ganz ohne Wollen – die stets in Fernen suchen und die Nähe achtlos streifen. Und meine Augen irren nach einem endlos fernen Ziel, das dämmern wird in morgenlichem Schimmer – zart wie ein leises Lächeln der Verheißung.

Das ist, als ob mein Sehnen an fremden Türen steht – so wie ein armes Kind am Weihnachtsabend den Christbaum leuchten sieht mit hundert Strahlenkerzen dort hinter hellen Scheiben prunkender Paläste. Und blaß und frierend hockt es auf der Schwelle und starrt mit großen Augen in das Licht, das kalt und grausam auf die schneebedeckte Straße prahlt.

Das ist, als ob mein Sehnen in's Chaos wildverwirrter Töne lauscht, die meines Schicksals ihre Hand aus schrillen Saiten quälend zerrt.

Und hat den Glauben noch an eine Feierstunde, da all' der Klang sich findet in eines Kinderheimatliedes süßer Harmonie.

Aus wirren Fieberträumen reiße mit letzter Kraft die fliehenden Gedanken ich in mein müdes Sein für einen kurzen Augenblick. Und fühle zitternd, wie sie wieder von mir gleiten, wie sie sich, glatte Schlangen um die Stirne ringeln und quälend in mein Hirn sich wühlen. In meinen Ohren gelst es wie von Schreien, von wildem Stöhnen – Flammen rasen schmerzhaft über mich und brennen durch mein Blut.

Und immer dieser eine lange, schrille Ton, wie spukhaft grelles Heulen gespenstischer Sirenen von Schiffen, die im Nebel irren –. Jäh schweigt die Qual, sinkt weiches Dunkel auf mich hin.

Ich weiß: wenn ich die Augen öffne, sehe ich weit in des Todes ernsten Garten, wo jede Blüte eine Seele in sich trägt als stilles, sanftes Licht. Wie süß ist es, zu wissen: vor mir ein Garten mit Milliarden mal Milliarden Blumen! Ich spüre ihres Duftes Atem her zu mir.

Und da – ganz nahe – alle Sterne. Unzählige, ach, ungezählte viele. Wie tief sie

leuchten. Deutlich seh' ich sie. Und leise senken sie sich nieder auf mein Haar. Das ist nun ganz durchrieselt von Millionen Sternen, und in den Händen – sieh, wie bleich und schmal – trage ich Flammen, kühl wie Balsam.

Ein dunkles Brausen kommt von weit, weit her, und herber Meeresodem streicht meine heiße Stirn.

Ich denke lächelnd: süße Heimat du –. Und fühle, wie ich langsam sinke. In eine Tiefe, ohne Grauen, grenzenlos. In grüne Wasser sinke ich hinab und sonndurchwogte Wellen über mir!

Die dunkle, farblose Nacht löst dich jäh aus.

Ich sterbe.

Ja, ich weiß: ich bin gestorben.

Ich bin nicht mehr.

Und bin doch – Ich?

Es war, als löse eine Hand, unendlich zart und voller Güte, mich sanft von mir.

Ich bin in einem Licht, das ich nicht nennen kann – weit über allen Fernen – in grenzenloser Einsamkeit. So wie die weiße Möwe, die oft ich über's Meer hinschweben sah, die Schwingen ganz voll Sonnenleuchten – langsam und sanften Flug's – so gleite ich den Sternen zu.

Tief unten liegt die Welt, die arme, leidgequälte Erde.

Und durch mein körperloses Ich rinnt süß das Märchenblau der sterdurchstrahlten Ewigkeit.

Der Abend dämmt matt und sonnenleer aus grauen Weiten.

Und eine Stimme singt:

»Die Stirne neigtest du im Frieden meiner Hände. Ich aber senkte meine Lippen nieder auf dein Haar. Das Leben, das in starkem Strom vorüberauschte, verklang, als uns die Nacht tiefviolett wie Samt, umfing. Ich fühlte deines Blutes Schweigen tief in mir.«

Ein kalter Windstoß kommt von Norden. Und irgendwo ein Vogelschrei, ganz schrill und voller Angst. Er schneidet durch die lichtlos starre Ruhe jäh wie ein Sensenhieb.

Und eine Stimme singt:

»Nichts ist so rein wie deiner Hände Licht. Sie brachten Frieden meiner heißen Stirn, in der Gedanken pochen, rot von Herzensschlägen. Doch alle sterben sie in dieser wunderbaren weißen Kühle. Nichts ist so weiß wie du, mein liebes Licht.«

In dunklem Rot tropft es hernieder auf das

braune Moor. Verblutend stirbt die Sonne
irgendwo in Fernen.

Und eine Stimme singt:

»Ach, meine Hände konnten dich nicht halten.
Du löstest dich und warfst den süßen Frieden
von den Schultern, der eine Last dir war, die
deine Jugend nicht zu tragen wußte. Ich gehe
durch die dunkle Nacht, in der ich einsam
bin. Und manchmal streift mich heiß wie Glut
ein Traum, der zu mir tastet.

Und meine Hände tragen Flammen, so wie
man Blumen trägt. In Flammen tauche ich
mein Antlitz nieder. Mich friert so ganz allein.

Und meine Tränen löschen alle Glut.«

Die Stimme schweigt.

Es klingt ein fernes Rufen durch die Nacht.

Der Sturm, der jählings von den Bergen
niederfällt, erwürgt ein Lachen, das im Moor
versinkt.

Die Wolken, schwarze Riesen, die Böses
sinnen, starren dräuend. Und manchmal geht
ein weißes Licht hin über's Moor.

Es geht ein dunkles Raunen durch den
Park. Es flüstert in den sterbenden
Alleen, und alle Blätter haben eine
unruh'volle Sprache. Des Mondes Licht liegt
wie ein weißes Tuch schwer auf den Wegen.
Und alles Leben wartet auf den Tod, der
kühl und sanft in seinen dunklen Mantel
hüllen wird, was sterbend jetzt der Abend
deckt, in dem der Sommer matt verglühte.
Der Abend, der voll Güte war.

Es geht ein Zittern durch die sterbenden
Alleen, ein Zittern vor dem Morgenlicht.

Denn alle Tage sind voll Unrast und voll
Lärmen. In weißer Helle, die die Augen
schmerzt, stehen sie an Türen, fordern und
befehlen mit hartem Wort. Und ihre Blicke
sind wie spitze Messer, und ihre Stimmen
klingen wie Fanfaren. Kalt und erbarmungs-
los sind jetzt die Tage.

Sieh, eine Rose fandest du, als deine
Schritte klingend über gelbe Wege gingen und
welkes Laub zu deinen Füßen starb. Die

Abendschatten dunkelten um deine Stirn und
lagen da wie müde Sommerträume, von denen
du nichts wußtest. Denn deine Augen waren
klar und kühl.

Sieh, eine Rose fandest du, die letzte
wohl... Sie blühte warm und rot aus all'
dem wunschlos herbstlichen Vergeh'n und war,
als hätte sie des Sommers ganzes Licht in
sich getrunken. Und war doch so, als hätte
eine matte Hand sie zart gestreift und einen
Schleier auf das tiefe Glühen sacht gebreitet.
Und war wie eine sehnstschwere Bitte,
die zu dir sprach. Du standest still — und
hörtest rings durch tiefes Schweigen des Lebens
Lied.

Und fühltest, wie dein Blut durch deine
Adern floß in warmen Strömen.

Sieh, eine Rose fandest du, die letzte wohl.

Dein Fuß ging zögernd weiter über gerade
Wege, und durch die welkenden Alleén tastete
ein weher Duft nach dir mit armen Händen.

Und kühl und schauernd kam die Nacht.

Du, den ich wachend nie geseh'n,
Und der doch mein ist, wie mein
eig'nes Leben —

Ich muß dir meine ganze Seele geben,
Und du — du wirst sie ganz versteh'n.

Und ihre Schönheit, die sie scheu verbarg,
Wie einer stummen Harfe Singen —
Du wirst sie meistern, und sie wird dir klingen
Wie Orgelton, so tief und stark...

Du, den ich wachend nie geseh'n,
Du wirst mein Lachen und mein Weinen rauben
Ich werde jauchzend an dich glauben,
Und meine Welt wird neu ersteh'n.

Ihr meine lieben, sonnenhellen Träume,
Seid ihr auf's Neue mir erwacht,
Steigt ihr aus dunkler Wirrnis Nacht
Empor und liegt vor mir, ein Wunderland,
gebreitet,
So daß mein Fuß, der wandermüde,
Nur zagend es beschreitet?
Das ist, als käme ich aus schwarzem Wald
Voll dumpfer Sommerschwüle.
Ich aber denke seiner nicht.
Ich trink' in langen, langen Zügen
Der Sonne Licht
Und frische, reine, klare Kühle.

Die Sonne sank. Das Meer hat all'
ihr Licht getrunken, und wie ein
großer leuchtender Opal, ganz reglos,
liegt es in mattem Glanz. Starr stehen um
mich die Tannen. Die Einsamkeit, die tief
und rauschend oft ihr Lied aus ihren Wipfeln
sang, schlief ein und ruht. Der blasse Mond
steht leblos, schemenhaft, im hellen Abendlicht.
Wie ist das alles seltsam ohne Leben um
mich. Mir bangt, so ganz allein in diesem
großen Schweigen.

Ein weißer Vogel schwebt, die Schwingen
ganz voll Licht, vorüber, langsam, matten
Flugs. Ich atme wie befreit.

Ein tiefes Summen dunkelt durch die Tannen.
Der Abend kommt. Ein leichter West bringt
ihn getragen, und violette Schatten, unendlich
zart, führt er auf seinen Flügeln. Das Meer
ist ganz aus hellem Silber. Fern, ganz ferne
dämmert die Nacht.

Sie kommt aus tiefer Wälder schwarzem
Schweigen, und dunkle Kühle lastet auf ihren

bleichen Schultern. Auf ihren Lippen schlafen
Träume. Die Augen starren reglos in den
blassen Mond. Und tief im Grunde dieser
grundlos rätselvollen Augen bebt es wie
Gru'n. Sie weiß es: ihre Hände können ihn
nicht halten, und ihre blassen Lippen können
sein Licht nicht trinken. Niemals. Nie. Da
neigt sie still ihr Haupt, und ihre schwarzen
Haare fließen wie düst're Schleier über ihr
Gesicht.

Und über mir Millionen Sterne! Millionen
Welten. Und unausdenkbar viele, viele Men-
schen, mir fremd und seltsam rätselhaft wie
der Gedanke: Das da oben, der helle Stern,
ist eine Welt! Was bin denn ich, der Mensch?
Was ist mein Streben und mein Schaffen?
Was ist mein Tod? Die Ewigkeit rauscht
über mich hinweg. Was ist mein Zweck und
Ziel, mein Glück und Leid? Was ist
das Rätsel alles Seins? Oh, hätt ich meinen
holden Kinderglauben und fühl' mich wesen-
seins mit dem, der aller Welten Schöpfer ist.

Urewigkeit, Urvater meines armen Ichs! O
fänd ich der Gebete trautes Stammeln wieder
und jenes süße Ihm-Vertrau'n. Und jenen
Stolz, der sagt: wie kann ich denn vergeh'n
wie eine Blume auf dem Feld? Mein Fuß
berührt die Erde nur im Schreiten von einer
Ewigkeit des Schlafs zur Ewigkeit des lichten
Wachens. Hätt' ich den Glauben noch! Nun
liege ich erdrückt von meiner namenlosen
Armut hier am Boden, der einst mich auf-
nimmt, wenn mein Leben in das Nichts
versinkt.

Und über mir Millionen Welten. Vielleicht
lebt dort, auf jenem Stern, ein Wesen, das
mein sein sollte, das zu mir gehört. Und als
der liebe Gott den Himmel aufschloß, und auf
einem gold'nen Sonnenstrahl zwei Seelen durch
das Weltall schwebten, da kam ein Sturm-
wind und entführte meine Schwesterseele zum
fremden Stern. Nun bist du da, ich hier. Und
jenes dunkle, tiefe Sehnen, das unbewußt und
wie ein Rufen so oft mich in die Ferne zieht,

das sucht nun dich, das sucht dich, liebe Seele.
Sag, klingt nicht meiner Träume Lied empor
zu dir und flüstert durch die Wälder, die
dich, du seltsam Wesen, in deiner unbegreif-
lich fremden Welt umraunen? Vielleicht um-
schweben dich Urmelodien, die ewig meinem
Ohr verschlossen bleiben, vielleicht sieht dort
dein Auge Farben, deren Schönheit mein
blindes Auge nicht in Träumen ahnt. Doch
Eines haben wir gemein': auch du bist einsam,
liebe Seele.

Mich fröstelt. Kälter weht es von den
Wassern. Von Norden klingt ein tiefes
Brausen. Die Tannen neigen sich und rauschen:
Der Sturm! Der Sturm!

Der kommt herbei und jagt die dunklen,
schweren Wolken mit Peitschenhieben vor sich
her. Und Mond und Sterne löschen aus.
Lichtlose Finsternis...

Da! die Nacht! da rast sie durch die
Wälder, und ihre schwarzen Haare fliegen.
Ich sehe ihrer Augen verzweiflungsvolle,

74

grauenhafte Angst. Sie sucht das Licht. Wer
hat des Mondes Licht getrunken? Wer tat,
was sie nicht konnte, niemals, nie? Wild
schreit sie auf. Es gellen ihre Schreie, daß
stöhnend sich die Bäume neigen. Sie schreit
nur immer eins: das Licht!

Und weiter rast sie! Weiter über's Meer.
Es zerrt der Sturm an ihrem schwarzen Kleid,
das schwer an ihren Gliedern hängt und
dessen dunkler Saum die Wasser streift. Die
brüllen auf, dem Strand, dem Land entgegen.
Sie schlagen ihre weißen Stirnen verzweifelt
an den Fels: wo ist das Licht?

Ein einziger, erstickter, jammervoller Schrei!
Hoch oben auf des Berges höchster Spitze
steht der Sturm und schwingt die Geißel.
Wirr flattern seine Haare um die hag're
Stirn. Und Haß brennt wild in seinen Augen.

Nun ist der Sturm gegangen. Die Wasser
schweigen.

Die Nacht ist stumm geworden, stumm
und müde. Im Osten graut der junge Tag.

75

Du breitest über mein schlafendes Herz
auf's Neue den dunklen Mantel der
Sehnsucht.

Es fließt seine zärtliche Seide wohligher-
wärmend über mich hin, und süß ermattet
lieg' ich auf weichen Fellen milchweißer Tiere
und fühle das warme Licht der bläulichen
Ampel über die Füße mir rinnen.

Ein Atmen dunkler Blüten der Iris welkt
in der Vase – die, hoch und schmal, aus
leuchtendstem Kristall geschnitten – Es sinkt
auf meiner Hände blasses Licht.

Auf's Neue breitest du der Sehnsucht Mantel
über mich – und rosenfarb'nes Blut fließt
schimmernd in mein wesenloses Träumen...
So wie der Irisblüten zarter Duft in einer
Vase aus Kristall ist deiner Lippen fremde
Süße.

Ich sehe lächelnd in den weißen Mond,
der draußen in Glyzinienzweigen schwebend
hängt...

76

Die wilden Vögel meiner Sehnsucht, die
Tag und Nacht mit wirrem Flügelschlag
über dem großen Meere taumelnd
kreisten, sie kehren nun zurück und ruhen
aus auf meiner Hand. Licht ist ihr Kleid, und
ihre Schwingen sind in Sonnengold getaucht
– wie zahme, weiße Tauben sind sie, die
mir heimgekehrt...

Und haben doch durch Sturm und Wut
den jähren Schrei der Mäwe, der scharf und
schneidend mir das Herz zerriß, geschleudert,
daß rotes Blut durch meine Adern stürzte –
und waren ihre Augen doch wie irre Lichter,
die meerwärts glühten, daß ich im Dunkel
schauend meine Einsamkeit empfand wie nie
zuvor.

Was hat euch still gemacht und sanft wie
fromme Tauben? Ich weiß, ihr werdet jählings
mir entstürzen zu wildem Tanz und euer
Schrei wird Jachzen sein, und meines Blutes
taumelndes Erwachen ein einzig' tönend' Lied.

77

Ich gelte mit geschloss'nen Augen durch den
Abend, der sonnenmüde auf die Felder
sank. Und meinen nackten Füßen neigen
sich die Gräser, warm noch voll Duft des
glutenschweren Tag's. Doch fernher streift ein
kühler Atem meine Stirn. Ich fühle, wie ein
zarter, violetter Schatten mir auf die Hände
sinkt, die blaß sind, ohne Kraft.

Du neigtest deinen Mund und trankst aus
der Schale meiner Hände die Seele fort wie
süßen, rosenfarb'nen Wein.

So nahmst du mich.

Nun seh ich tief am Grunde deiner Augen,
die ich so liebe, und voll Güte finde, mein
eig'nes Bild — — — Die lieben Augen
meiner eig'nen Sehnsucht.

*Wie das Kind, das in der Hand der Mutter
sitzt, so saß ich in der Hand deiner Hand.
Wie das Kind, das in der Hand der Mutter
sitzt, so saß ich in der Hand deiner Hand.
Wie das Kind, das in der Hand der Mutter
sitzt, so saß ich in der Hand deiner Hand.*

78

Der Abend senkte seine dunkle Güte
hernieder auf die blaue, die silber=
überrieselt=sanfte Seide des weiten
Meers, das atmend Sonne trank den ganzen
Tag.

Das Schiff, das uns der Heimaterde näher=
trug, glitt wie ein Traum, ein weißer, wunder=
voller, in dem wir lagen, eingebettet und
gewiegt.

Und Sterne kamen, und sie waren so wie
funkelnde Brillanten, verwirrend in die schwarze
Haarflut jener Nacht geschmiegt.

Da löste sich ein Stern — und lautlos glitt
er in des Dunkels rätselvolle Leere.

Ich aber reckte meine Hände den Welten
zu, die fallend uns zu Häupten starben und
unserer Liebe Wünschen jauchzte ihnen nach
— — so daß ihr letztes, flammendes Ver=
löschen jäh wie ein Schrei des Glücks durch
unnennbare Ewigkeiten stürzt.

79

So wie ein Schwan, dem Wasser leicht
enttauchend, die Tropfen flüchtig vom
Gefieder schüttelt und sonnenwarm der
Tiefe, in die er spielerisch sich senkte, kaum
noch denkt, so nahm mein Herz von je sein
lächelndes Erleben.

Doch da kamst — Du...

Und siehe: todeswund, zum letzten Mal,
erhebt sich schwanengleich mein Herz. Und
seltsam singend kreist es über Wassern.

Und weiß:

In eine dunkle, unnennbare Tiefe muß es
sinken, wie in ein uferloses Meer...

— — — — —

In Meeresgründen ruhet nun mein armes
Leben, und ewige Wasser wogen über ihm
und rauschen Deinen Namen.

80

Gedichte 1969

Lehmann assembled years of her poems for the little book that was published in 1969 called *Gedichte*. I hope to publish English translations, but for now here are the original poems from that book.

Page 7

I

Wegstürzend Telegrafenfähle –

Grauweißen Rauchs geballtes Wolkenspiel –

Mein Zug, zu ewig fernem Ziel

Hinrasend, stampft gewohnte Melodie

Durch weite, schwingende Prärie,

Durch gold'ne, stille Abendhelle.

Dies atemlose Vorwärtsjagen,

Dies nie Verweilen, niemals Stillesteh'n,

Dies rastlos Kommen, rastlos Weitergeh'n

War meines Lebens brausender Gesang,

War mir Musik und Lust und Klang

In meines Herzens unruhvollem Schlagen.

Nun fühle ich den Lärm verhallen –
Und tiefe Stille ist in mir erwacht,
Das ich, auftauchend wie aus wirrer Nacht,
Die Welt zum ersten Male sehend
Und ihre Schönheit ganz verstehend
Muß voller Andacht in die Kniee fallen.

Gott hat mir viel und gnadenvoll gegeben,
Und meine Stimme pries es im Gesang,
Daß ihrer ward des Wohllauts Klang.
Nun aber wollen meine Augen baden
In neuer Schönheit unerhörten Gnaden
In neu erwachtem, tief bewußtem Leben.

Page 9

II

Ich hab' ja nicht gewußt, wie in den Ästen
Des kahlen Baums so viele Anmut lebt,
Daß Gold und Silber lieblich sich verwebt
In bronzenem Gespinst, in dem die Knospen träumen
Von kommendem, lenztrunk'nem Übersäumen,
Ich wußte nichts von diesen besten,

Erhabenen Gesdhenken, vor uns ausgestreut,
Ich hatte niemals Zeit, konnt' niemals rasten
War wie gejagtes Wild im Vorwärtshasten...
Doch nun mach' ich den Jäger mir zur Beute.
Die mich gehetzt, ich fang' die Zeit– und heute
Hat sich auf ihren Schwingen meine Welt erneut!

Page 11

Wildgenoss'ne Jugendabenteuer
Reifer Jahre heiß bewußtes Sichverschwenden –
Gleitet nun aus meinen Händen,
Und von Glut und Feuer
Bebe nur lächelndes Gedenken...

Wenn ich mich auch hingegen
An die Lust des Augenblickes,
An die Wonne dieses Glückes,
Das berauschte Erleben –
Niemand konnt' ich mich doch ganz verschenken.

Was ich unberührbar in mir fühlte
Tief in meines Herzens Grunde,
Harrte immer doch der Stunde,
Da der reine Herbstwind mich durchkühlte,
Und des Sommers Glut entwich...

Dieses Sicherheben aus verwirrten Sinnen,
Aufschau'n in die Morgenklarheit,
Lösend sich aus süßer Narrheit,
Ist ein wunderbares Neubeginnen,
Ist ein Weg zu meinem Ich!

Page 13

Die Linien deiner Stirn
Sind so wie weite Vogelschwingen
Gebreitet über deiner Augen
Stille See'n
Doch die Gedanken
Schlagen sich die Flügel müde
In hohen Kirchenwänden,
Flattern matt
Zu Füßen der Altäre,
Wo Kerzen glüh'n
In sanftem Licht...

O Kühle, weiße, wesenlose Kühle
In deiner Adern stetem Strom!
Da ist kein Feuerbrand,
Der sie zur Flamme wandelt
Und keine Glut,
Die deine Augen
Verwirrend treffen kann,
So das ihr ruhevolles Licht
Verdunkelt...
Und da ist keine Kraft,
Die deines Mundes
Sicherheit
Die glatte, unberührbare,
Zerstört...
Da ist kein Leben, das dich Toten weckt...

Page 15

Hat sich denn deine Lebensglut verschwendet
In den Gebeten nur vor strengen,
Lichtschimmerndenden Altären?
In Träumen, die dich nachts bedrängen
Und die— abwegig fortgewendet —
Die fromme Seele dir verzehren?
Oder du Stiller, schöpfst du Harmonie

Aus deines Wesens kühlen Tiefen,
Die sanft durch deine Adern fließt, so wie
Die Bäche, die im Tal den Sturm verschliefen,
Der wild um rauhe Gipfel rast...
O könnte ich das Rätsel doch ergründen,
Das du in dich verschlossen hast –
Und in erlösendem Entzünden
Dein Blut entflammen, heiß und schwer,
Daß alle Ströme glühend münden
In meines Herzens sturmbewegtem Meer!

Page 17

Man schlägt mit ungeduld'gen Fäusten nicht
An Kirchentüren...
Man stiehlt nicht Gold vom Hochaltar ...
Man sieht nicht in's geweihte Licht
Fordernden Blicks– und bar
Der frommen Demut, die sich ganz verlieren
Und ganz zu geben weiß
Den holden, erdentrückten Sphären,
Darin der Engel meiner Kindheit schwebt...
Mein ungestümer Mund bedrängte heiß
Den deinen, der sich ohne Wehren
Und ohne Wunsch ergab. Und unerlebt

War dir mein Kuß, der mich durchbebt
In Sehnsucht, ganz dich zu erfüllen –
Und diese Lippen, diese stillen
Und rätselvollen, aufzuschließen,
Um meines Liebens ungestilltes Wissen
In dich hinströmend zu ergießen...

Page 19

Die Mondnacht bricht in blauer Helle
In mein Gemach und gießt
Den sanften Silberstrom bis an die Schwelle,
Wo er verrinnend in den Schatten fließt.

O jäher Aufblick, hold vom Schlaf umfassen,
Zu diesem friedevollen Bild,
Das meiner Seele glühendes Verlangen
Mit Sternenschönheit füllt!

Die Augen wollen mit Entzücken trinken
Das Wunder, das mich lieblich traf.
Dann werd' ich lächelnd sinken
in Schlaf–

Und süß in wunschlos stillen Träumen
Dem Lied der Wogen wieder lauschen,
Die durch die Nacht in tiefem Rauschen
Am Strand uns'res Orplid verschäumen.

Page 21

Wie schön ist dieser tiefe Schlummer,
Wie schön die saphirblaue Ferne!
Es leuchten über mir die Sterne,
Der ganze Himmel ist mein Zimmer,

In dem ich träumend liege.
Der Wind spielt in den stillen Zweigen,
Die sanft sich seinem Atem neigen,
Wie eine schwanke, grüne Wiege.

Drei schwarze Tannen stehen Wacht
Und breiten ihre Engelsschwingen
Über mein Bett. Und Sterne singen
Ihrer erhab'nen, ew'gen Kreise
Unalte, wundersame Weise
Durch diese warme Julinacht.

Ob jetzt an meinen Fenstern die Geranien

In roten Blüten übergeh'n?

Ob wohl im Prater die Kastanien

In tausend weißen Kerzen steh'n?

Wie oft sind wir zu zweit geritten

In frischer, herber Morgenluft

Durch sel'ges Blumenüberschütten,

Durch grüner Bäume würz'gen Duft...

Es hingen in den Mähnen uns'rer Pferde

Kastanienblüten, taumelnd, windzerzaust,

Auf spritzte von den Hufen braune Erde,

Wenn galoppierend wir dahingebraust

Durch die Alle, die lange, waldumsäumte...

Ach, daß ich wieder von dir träumte,

Du schöne Stadt im Frühlingsblüh'n...

Mein Wien!

Am Grunde seiner Augen brennt das Feuer,
Das maßvoll er zu meistern sich bemüht,
Das Feuer, das verhalten in ihm glüht,
Und das kein Wort verrät, kein scheuer,
Ausbrechend schneller Blick, der, blitzesgleich,
In's Blut der Frauen zündend bräche...
In herb verschloss'ner Haltung birgt sich seine Schwäche,
Der zu erliegen er erbebt. Sein strenges Reich
Hat klösterlichen Wall. Und die Gedanken
Sind Diener seines Willens. – Doch wer weiß
Von seinen Träumen, süß und heiß,
Die strömend durch die edlen, schlanken,
Gelösten Glieder glüh'n?...O süße, sündenvolle
Stunde,
Da sich sein Traumbild zu ihm neigt und ihn
umschlingt
Und junges Leben durstend trinkt
Von diesem stolzen Knabenmunde...

"Und morgen wird die Sonne wieder scheinen..."

We oft hab' ich das Lied gesungen,

Indes du, siech und krank,

Um Atem hast gerungen

Allein und todesbang...

Wir glaubten an den Tag, den einen,

Der uns versprochen und verheißen:

Daß du, zurückgegeben

Dem schönen, so geliebten Leben

Mit mir am Strande stehst im Sonnengleichen.

Ich neige mein Gesicht in stillem Weinen,

Singe ich jetzt dies Lied:

Dir, der für immer von mir schied,

Wird nie die Sonne wieder scheinen...

Page 29

So hört' ich wieder deiner Stimme Ton,

Die einst mein Herz erzittern machte...

Ich lachte

Ob der versunk'nen Illusion.

Wie seltsam: ich versteh' es kaum

Daß dieser schien der einzig Eine...

Und doch: ich weine

Un einen toten Traum.

Page 31

In Flammen starb dein Bild...

Dies Antlitz, weißgeglüht in eig'nen Gluten,

Zerging in rasendem Verbluten

Der Feuerwoge, rot und wild,

Die über uns're Gipfel niederbrach...

Die Berge brannten, und die Wälder starben.

Das Haus versank in Flammengarben,

Dein Bild mit ihm, dein Angesicht...

Dich zeichnend, ziehe ich nun nach

Der wunderbaren Stirne edle Schwingung,

Der Augen dunkles Licht

Des Blickes zündende Durchdringung..

Doch ach, ich kann dich nicht erfassen...
Die Farben scheinen matt, wie mein Gefühl
Ermattete in mählichem Verblassen...

Ich weiß, mit Farben, hell und silberkühl,
Kann ich dein Angesicht nicht zwingen...
In Feuer müßt' ich meinen Stift versenken,
Mit rotem Herzblut meine Farben tränken,
Sollte mir dieses Bild gelingen...

Page 33

Als ich heut' heimfuhr, brannte letztes Sonnenglühen
Über den Hudson hin –
Und Häuserreih'n, von Jahren graugefressen,
Erstanden wie in leuchtendem Erblühen
Und sanken in den Abend hin
Pracht und Schönheit unermessen.
So –sonnengleich– dein Lächeln kam
Und strahlte süßestes Vergessen
Der Zeit, die mir die Jugend nahm –
Und überströmte mich mit Abglanz des
 vergang'nen Glücks...
Wie kannst du so mit einem Blitz des

dunklen Blicks

Vergessen machen, daß die Träume ausgeträumt?

Wie kannst du so mich wandeln,

Das in meinen Adern wieder schäumt

Das halb vergess'ne, wunderbare Feuer?

Und daß mein Mund, der ungewohnte, sich in neuer

Und süßer Sehnsucht dir entgegenhebt?

Wie kannst du so mich wandeln,

Daß auf's Neue bebt

Dies Herz, dess' Glut so lange schon verblich?

Heut' singt es nur ein Wort: ich liebe dich.

Page 35

I

O du phantastisch schöne Nacht!

Des Mondes breite Silberbahn

Schien Weg und Ziel...

Und unser Schiff ein stiller Schwan,

Durch schwarze Seide hingetragen ...

Weiß, leuchtend, kühl

In tiefer Himmelsferne

Das Silberlicht

Der Sterne...

Ich lag am Deck, und mein Gesicht

War reglos aufgeschlagen ...
Würden in sausendem Gleiten
Funken fallen ins Dunkel hinein?
Wie wollt' ich meine Hände breiten,
Ganz ohne Staunen:
Dies ist die Stunde, da Feen schreiten
Und Märchen raunen...
Ein Märchen scheint es, daß wir gleiten
Zwischen den Welten und Ozeanen...
Vielleicht war alles ein Traum:
Brausender Flug in endlosen Bahnen
Über die purpurglühende Wüste –
Um uns Wolken, wie Schnee und Schaum –
Colombo's bunte, schimmernde Küste –
Der Buddhapriester im Goldgewand –
Und nackte Menschen auf heißen Feldern –

Page 37

II

Ach, und der süße, berauschende Duft,
Der über den Dörfern lag –
Schwer von Blüten die schwüle Luft,
Von Cocosöl und betäubendem Tee–
Und die weiße, strahlend helle Moschee –

Ferne in den australischen Wäldern
An einem hellen Sonnentag
Der seltsame Vogel, tanzend und singend –
Tasmania's tief schimmernde Goldzypressen–
Schmetterlinge, um Blumen schwingend
Mit leuchtenden Flügeln–
Der rosige Schein auf jenen Hügeln –
Und diese Weiten, unermessen,
Durch die wir schweben
Heimatentgegen in weißem Licht –
War es ein Traum? War es Erleben?
Ich weiß es nicht...

Page 39

Wir fahren uns're regennasse Straße
Auf die das Silberlicht ein mattes Schimmern haucht.
Die Ferne ist verlöscht. Das blasse,
Unheimliche Gebild', das aus dem Nebel taucht,

Formt sich zum Baum. Und hier, gewoben
Aus grauem Florgespinnst, ein schlicht
Und friedvoll' Haus, emporgehoben
Gespensterhaft, so wie ein drohend' Nachtgesicht.

Durch Regen fahrend, grüßt mein Herz die Ferne,
Wo über Wolken wir gelebt –
Da wo aus tiefem Glanz der Sterne
Die ew'ge Sonne strahlend sich erhebt...

Page 41

Wie lieb' ich diese klare Stunde,
Die zwischen Tag und Abend liegt,
In der die Berge in den Horizont gefügt
Sind wie geschliff'ne, gläserne Paläste.
Und um die zarten Silberäste
Der jungen Bäume schimmert Sonnenlicht,
Das goldverblassend dort vergeht,
Wo erster violetter Schatten weht.
Wie lieb' ich dieser Stunde reine Helle,
Die zwischen Tag und Abend steht!
Kristall'nes Tor, leuchtende Schwelle,
Die sanft den Tagesmüden führen will
Hin in den Abend, tief und sternenstill!

Page 43

Und immer wieder holdestes Erstaunen

Wenn ich, des Nachts aufblickend,

Im sanften Blau die Sterne seh'...

Im Tal des Windes Raunen,

Der wundersam erquickend,

Hier auf des Berges Höh'

Mit weiten, kühlen Schwingen

Um meine Stirne streicht...

Es ist so still, die Erde schweigt,

Nur Grillen singen.

Jedoch ihr Lied klingt mir aus Fernen,

Denen ich längst entwich.

Ich träume, daß ich lang' verblich

Und schwebe zwischen Sternen...

Page 45

Nach stürmischem Gewitterregen,

Jäh' zerreißend

Erstickender Betäubung dumpfe Schwüle,

Die lähmend auf dem Lande lag,

Strahlt heut' ein lichter Sonnentag.

Doch in der Luft steht noch des Sturmes Kühle.

Die gold'nen Strahlen liegen gleißend

Auf regennassen Wegen,
Und über Wald und Wiesen flammt ein neuer,
Smaragd'ner Schein wie zarte Flammengarben:
Der Frühling kam im Sturm und brennt in
 tausend Farben
Sein grünes, buntes Freudenfeuer.

Page 47

Wir sind der Wolken Schwestern,
Schwebend in blauem Geleucht'...
Den Kopf hintüber gebeugt
Lieg' ich im offenen Wagen,
Sausend, fliegend getragen,
Entgegen dem Morgen, entfliehend dem Gestern...

Wir sind wie Vögel, die heiter
Fliegen von Ziel zu Ziel.
Wir lieben des Windes Spiel
Um sonneglühende Wangen
Und haben nur ein Verlangen:
Weiter!

So wie in tanzendem Reigen
Ziehn jagende Bilder vorbei.
In buntem Wechsel und ewig neu
Gibt uns der Tag mit gütigen Händen
In überströmendem Verschwenden
Die ganze Welt zu eigen...

Page 49

Die Sonne malt mit königlicher Geste
Die Bauernhäuser, daß wie strahlende Paläste
Sie sich erheben aus dem blauen Horizont.
Die Dächer schimmern silberfarben,
Und Fenster blitzen Diamantengarben,
Das gelbe Stroh liegt, golden übersonnt,
An feurig purpurglüh'nden Ställen,
Vor deren Stufen samt'ne Tücher schwellen
Aus sanftem Wiesengrün hin in die braune Glut
Der Erde, warm und tief und gut.

Des Kirschbaum's zart gesponnenes Geäst
Hat ros'ge Blütenschleier über sich gezogen,
Die Dogwoods strecken ihrer Zweige
 anmutvolle Bogen
Zwischen den dunklen Tannen aus,
Als wären tausend Falter dort herabgeflogen
Und hingen da, so wie in schwankem Nest,
Mit stillen, weißen, starren Schwingen.
Wie süßfer Duft verborgener Syringen
Durchströmt's die warme Sommerluft.
Ein Blument Teppich liegt in bunter Pracht
Auf halb zertret'nen Stufen prunkvoll hingebreitet,
Die aufwärts führen, wo der Weg sich weitet
Und sich verliert in dunkle Waldesnacht.
Ich glaube, abends kommt wohl Pan herabgestiegen,
Sitzt dort auf jenem graubemoosten Stein,
Bläst tief versonnen seine Melodien –
Und seine grünen Augen lächeln tief verschwiegen...

Page 53

Die Berge steh'n wie blaue Schatten
Am Horizont – fern, schemenhaft und zart.
Die Wüste schweigt, heiß und erstarrt.
In violetten Tönen, feinen, matten,
Sind Blumenteppiche in's Weiß gemalt...
Zerriss'ne Dornenbüsche haben Blütendecken,
Und die gespenstischen Kakteen,
Die ihre Stachelarme aufwärts recken,
Von Sonne glühend überstrahlt,
Blitzen mit scharfen, glatten,
Silbernen Pfeilen, nadelhart.
Es ist so still, nichts regt sich weit und breit,
Die Erde ist so fern, so tief versunken,
Und weltverloren, sonnetrunken,
Bin ich allein in diamant'ner Ewigkeit.

Page 55

Mißtönend schrillt es durch der Straßen Melodie,
Die uns so leicht und froh umklingt
Und hell aus hundert Kehlen singt–
Wie dunkles Blut tropft es auf der Palette
Heiter erglüh'ndes Farbenspiel:
Zu düstrem, grauenhaften Ziel

Schwankt eine Kette
Belad'ner Wagen ... Tiertransport...
Aus eines Hofes sich'rem Port,
Aus grüner Wiesen duftendem Gelände,
Treibt man, in Wagen hoch beladen,
Sie einem martervollen, dunklen Ende
Entgegen, und der Weg ist ohne Gnaden ...
Das ist der Welt unfäßbarer, brutaler Lauf:
Der Starke frißt den Schwachen auf
In gier'gem Tötenwollen, immer ungestillt...
Indes Natur, in königlichem Walten,
Das Grauen dieser Erde in die Falten
Des Sternenmantels ew'ger Schönheit hüllt...

Page 57

I
Die jungen Mädchen gingen aus
Heut' Nacht zum Ball.
Es schallte durch das Haus
Ihr Lachen, Scherz und Widerhall.
Drei Frauen saßen bei der Lampe Schein
Und lächelten und nickten
Den Kindern zu, den hold entzückten.
Die Handarbeit... Ein Buch... Halbfert'ge

Malerei'n ...

Ein langes, langes Stillesein,
Nachdem die Jungen fortgefahren...
“Ach, könnte ich von meinen Jahren
Doch soviel streichen,
Daß ich wär' wie sie,”
Sagte die eine, “und so klug sein wie
Ich heute bin! Wie wollt' ich wahren
Der Jugend viel zu kurzes Glück!”
“Denk' ich zurück,”
Sagte die andere gedankenschwer,
“Wie hart mein Weg war, und wie sehr
Enttäuschung folgte manchem Traum,
So hab' ich kein Verlangen,
Von Neuem anzufangen.”

Page 59

II

“Ich glaube kaum,”
Sagte die Dritte tief versonnen,
“Daß ich als junger Mensch
Soviel gewonnen,
Soviel genossen hab' als jetzt in dem Erkennen,
Daß es ein schöneres Entbrennen,

Als das der Liebe gibt...
Und jung sein, heißt verliebt sein...
Jedenfalls für mich...
Heut' scheint mir beinah lächerlich
Die sel'ge Lust, der heiße Schmerz,
Das Fieber, das zerriss'ne Herz...
Es ist ein Kranksein,
Dieses Beglücktsein, dieses Bangsein...
Das reife Alter wendet sich
Zu geist'gen Dingen,
Die schönere Entzückung bringen.”
Sie saßen still und schwiegen
Die Drei.
Es tickte laut die Uhr
Den schnellen Lauf der Zeit,
Der seine Spur
Den Dreien ins Gesicht geschrieben ...

Page 61

III

Leis' rührte die Erinnerung
Sie an. Sie waren wieder jung
In ihren wandernden Gedanken...
Ein Frühlingsabend... Und die schlanken

Kosenden Finger im offenen Haar...
Ein heißer Mund... Und wie süß das war,
Der jungen Schultern schöner Bogen
In ihrer Hand... Und in starke Arme gezogen...
Ach so jung, ach so dumm...
Die Drei sind ganz stumm.
Dann ist der Zauber gebrochen,
Und es wird vernünftig gesprochen,
Nicht mehr von damals,
Nein, von morgen, von heut'...
Und die Uhr
Tickt eilig die Zeit...

Page 63

Wie blaue Dome ragen Berge
In Nebelfernen himmeln.
Verdorrt liegt weit im Abendglühn
Prärie. Nur dann und wann
Ein spärlich Fleckchen Grün.
Steine... Geröll... Kakteen
Wie seltsam mißgestaltet' stachelige Zwerge...
Wo sich Prärie in Wüstenland verliert
Und jählings stürzend, abwärtsführt
Streckt sich des mächt'gen Colorado

Trockener Stromeslauf.
Staub wirbelt auf..
Im Abendlicht
Naht sich gedrängt die Herde
Der frommen Schafe. Auf sonndurchglühter Erde
Flockigen Gewölkes dicht
Und weißgeballtes Staubgewirr..
Der junge Hirte in armsel'gem Kleid
Führt Weib und Kind auf seinem Eseltier
Durch tiefe Einsamkeit.
Ein stiller Friede liegt
Auf diesem Bild,
Wie aus dem heil'gen Buch geschnitten ...
So kamen sie geritten:
Auf einem Esel, durch die wild
Und einsam unwirtlichen Weiten.
Siehe: Maria wiegt ihr Kind...
Und in des Hirten Schreiten
Klingt der Choral der Ewigkeiten.

Hei, welch' ein lust'ges Abenteuer!
Das nenn' ich eine tolle Jagd!
Wie haben sie das Land geplagt,
Der gier'gen Krähen freche Scharen
Die eine böse Plage waren –
So hat der Magistrat gesagt...
Nun aber ist befohlen worden,
Die kecken Räuber zu ermorden.
Hei, welch' ein wunderbares Feuer
Zucht aus zerkrachenden Granaten!
Der Krähenhorst ein Flammengrab!
Schwarz, flügelschlagend, stürzt herab
Was sonst in blauen Lüften schwebte,
Was atmete, was war, was lebte...
Zu Hundert' schießen sie sie ab...
Zerfetzt, zerrissen, wund und weh
Liegen sie ausgestreckt im Schnee,
Die Opfer dieser Heldentaten...
Was noch nicht tot ist, macht ein wilder,
Jagdfroher Hieb auf immer schweigen.
Die Morgenzeitung bringt die Bilder.
Sie will uns recht anschaulich zeigen
Das Resultat der edlen Jagd...

Ein Mann ist da im Bild, der lacht,
Er lacht zu all' der Todesnot—
Er lacht, weil ihm der Spaß gefällt...

Wo bist du, Schöpfer dieser Welt?
Wo bist du, Gott?

Page 67

Der Nebel weht wie fließendes Gewand
Über das weite, stille Land.
Die Bäume sind nur blasse Schatten,
Hinsinkend in die grauen Matten.
Im Osten dort das ros'ge Licht
Ist wohl das leuchtende Gesicht
Des Engels, der mit leisen Tritten
Ist durch die Dämmerung geschritten
In seiner Nebelschleier Wallen,
Die von den Silberschultern fallen.
Zur Sonne auf er schwebend steigt,
Die sich aus gold'nem Fenster neigt.
Bald werden ihre warmen Strahlen
Die grauen Schleier leuchtend malen
In bunten Farben tausendfach.
Bald kommt der Tag.

Im off'nen Wagen fahren wir
Dem strahlenden Mai entgegen –
Wie liegt auf uns'ren Wegen
Schon warmer Sonnensegen!
Es spielt in den wehenden Haaren mir
Der Wind, der frühlingssentzückte,
Und Wolken, sonnenbeglückte,
Ziehen dem Tag entgegen,
Wie wir, so ziellos, so frei!
An Straßen, weiten, schwingenden,
Im Lied der Maschine, der singenden,
Jagen die Bäume vorbei,
Die weiten, stillen Wälder,
Die sprossenden, erdbraunen Felder,
Manch' Garten, tief und verträumt.
Und alles wartet, und alles keimt
In Knospen, heimlich lebenden,
In Blättern, leise bebenden,
Dem Mai entgegen, dem Mai!
Und wir inmitten, wir zwei,
Im blitzenden, sausenden Wagen,
Dem Mai entgegengetragen,
Dem blühenden, strahlenden Mai!

I

Narzissus. (Auf ein Bild)

Nicht eines Rehes flücht'ge Spur

Hat er verfolgt. Denn Pfeil und Bogen

Ruh'n wie ein zärtlich' Lautenspiel

In seiner Hand.

Auch hat ihn nicht der Wald, so still und kühl

In grünes Dämmerlicht gezogen.

Kein Abenteuer lockte ihn, kein Liebesschwur...

Mit schnellem Schritt trieb ihn geheimes Wissen

Zum Brunnen, dort im Schatten –

Nur ihm bekannt...

Wie spiegelklar sind seine glatten

Glasstillen Wasser! Auf des Brunnens Rand

Ist Narziß jählings hingesunken –

In heimlichem Genießen,

Schöheit-trunken

Betrachtet er das Bild

Aufschimmernd aus den Wassern, hold erlesen,

In makelloser Lichtgestalt...

Narziß erbebt.

Bezwingende Gewalt

Treibt ihn zu diesem Spiegelwesen...

Page 73

II

Und heiß und wild

Fühlt er sein Blut, das in den Adern loht

Wie Feuer... Und er spricht

Berauscht in tragischer Verwirrung

Zu seinem eig'nen Angesicht:

“Du bist vollendet Schönstes ..

Du bist ich...

O du, der Götter grausam fürchterliche Irrung –

Ich liebe dich...”

Der Wald steht dunkel und in Schweigen.

Der Wind schläft in den stillen Zweigen.

Narzissus weint...

Page 75

Sag' mir: wofür der Schönheit Glanz,

Wofür der Rausch der Farben?

Wofür der Regenbogentanz

In bunten Strahlengarben?

Die Seelen, die in diesen Wesen leben,

Erscheinen tot mir. Trunkenheit

Kann niemals selig den durchbeben,

Ihn hebend über Raum und Zeit,

Den nur Verstand regiert.
Mir schaudert hier in dieser Eisregion,
In die sich niemals je verirrt
Die süße Torheit: Illusion!

Page 77

I
Einsam auf schwarzem Thron saß er,
In dunkler Schönheit: Lucifer,
Der Engel, einst von Gott verstoßen,
Gefallen in die gnadenlosen,
Grundlosen Tiefen seines Hasses.
Sein blasses,
Von schwarzem Haar umrahmtes Angesicht
Strahlte im grünen Licht
Der Augen, die wie träumerisch verschliefen
In samtne Tiefen
Die Gegenwart.
Zart schwebte wie ein Silberschatten
Erinnerung in matten,
Verweh'nden Spuren um die schwere,
Gesenkte Stirn, wo der hehre
Leuchtende Blick des Herrn im Segen
Einst lag. Doch verwegen

Wollte er herrschen, der doch dienen sollte.

Es grollte

In seiner Stirn der Haß, geboren

Aus glühendem Besiegenwollen ...

Page 79

II

Verloren

Im tollen

Wild aufrührerischem Hohne

Streckt' er die Hände nach der Krone

Des Herrn...Er wollte wagen,

Die Strahlenvolle selbst zu tragen. –

Stürzend jäh aus Paradieses Hallen

Erkannte er im Abwärtsfallen,

Daß für ihn kein Ende sei..

Und sein Racheschrei

Türmte sich zu schwarzen Bogen.

Hingezogen

In die Tiefen baute sich sein Haß

Ein Asyl.

Und Lucifer

Ward Satanas.

Page 81

Vergessen gibt,
Ich glaube, eines Engels Hand.
Denn abgewandt
Sind wir von dem, was einst gewesen.
Genesen von vielen Menschenleben
Müssen, im Aufwärtstreben,
Auf's Neu' und Aberneue wir ersteh'n
Bis wir verwehn
In jenem Morgenrot,
Das golden in mein Fenster loht.
Im Wind '96 im Meereswogen –
Im Sternenstrahl – im Regenbogen –
In Lächeln Gottes, das du leuchten siehst,
Wenn Abendgold im Meer zerfließt.

Page 83

Die Planeten, aus Gluten zerronnen,
Neu in sich selbst geformte Welten –
Sollt' das nicht gelten
Mehr als ein Buch? Des Menschen Geist
Der immer wieder aufwärts weist
In das so seltsam Unbekannte, will
Nie sagen: nun bin ich am Ziel!

Er forscht und strebt –
Sein Wunsch entschwebt
Dem engen Erdenband.
Doch niemand fand
Die Lösung dieses ewig rätselvollen
Problems. Die Menschen SOLLEN
nicht WISSEN.
Sie sollen träumen, ahnen ...
Und so verschließen
Sich Sternenbahnen.

Page 85

Nun weitet sich machtvoll dem erstaunten Geist
Was Ewig–Anfanglos und Ewig–Endlos heißt.
Die Erde sinkt,
Ertrinkt
In weißer Wolken wehenden,
Zerfließenden, vergehenden
Schliergebilden.
Die wilden,
Weglosen Riesen
Der Berge,
Die himmelwärts wiesen,
Werden nun Zwerge –

Zerschmiegend in Fläche.

Die Meere, rauschend im Sturm, wogend im Wind,

Sind artige Bäche–

Bis alles zerrinnt.

Page 87

Entgleiten

Will uns das Wissen. Wir müssen

Erlernen,

Auf Sternen

Heimisch zu werden.

Auf Erden

Liegt nur begraben,

Was wir erlebt, erlitten haben.

Es schwindet die Zeit –

Und weit

Öffnen sich schimmernd im Strahlenschein

Die blauen Pforten

Der Ewigkeit.

Page 89

Die Zeit ist nur ein leeres Wort

Dort,

Wo nun deine Heimat ist.

Sieh, du vergißt,
Daß du nun in den Ewigkeiten
Erlernen mußt, daß Zeiten
Hier ohne Maß – ohn' Anfang und ohn' Ende sind.
Im Wind
Verweht
Das Weltenall.
Ein Fall
Von Sternen sind stürzende Erden...
Doch neues Werden
Atmet der ewig erzeugende Wille.

Page 91

Du kannst gewiß sein: in den Händen
Des ewig rächenden Geschicks
Wird dir einmal das Maß des Glücks
Und ebenso das Maß der Qual
Gerecht gewägt. “Es war einmal”
Ist nur ein irdisches, gedankenleeres,
Verspieltes Wort.
Denn alles, was gewesen,
Lebt fort,
Und Schweres
Wird tausendmal erschwert gemessen.
Kein Lachen, keine Träne ist vergessen.

AN FRITZI [Bruder]

Wie ungewiß auch deiner Ahnen Reihe

Dein nobles Herz gab dir die Weihe

Aristokratischen Geblüt's.

Du warst ein Kämpfer – feurigen Gemüts –

Ein Abenteurer und ein Vagabund.

Du liebtest es aus tiefer Ende Grund

Geheimnisvollen Gängen nachzuspüren –

Versteckten, tagesscheuen Tieren –

Und wenn du heimkamst, hast du mitgebracht

Den Staub von mancher wilden Jagd...

Du bist nie eine Zier gewesen

Für den Salon... Nein, auserlesen

Warst du von Wolken und von Wind –

Der herrlichen Natur geliebtes, ungezähmtes Kind.

Der vielen Jahre Mühen und Beschwerden

Konnten den Körper wohl in Fesseln schlagen–

Doch nie das wilde Blut. So wie in Jugendtagen

Erhob sich grollend Kampfeslust in dir –

Und aufgerichtet, königliches Tier

Vernahmst du ferne Jagdfanfaren

So wie in schönen, jungen Jahren...

Ruh aus nun! Sonnenschein und Regen

Sind über dir im Abendsegen.
Und nächtens singt der Wind mit dunklem Mund
Dein Schlummerlied. Schlaf wohl, mein treuer Hund.

Page 95

In flüchtigem Begeg'nen hab' ich dich gesehen –
Auf einem Bahnhof– kalt – im Morgenlicht...
Wie eine Woge schäumend über Felsen bricht,
Stürzte Erinnerung in jähen,
Besiegenden Gewalten auf mich nieder
Und brachte alte Zeiten wieder...

Ist doch die Jugend mir entschwunden,
Als meinem Leben du abhanden kamst!
Mir ist, als ob du mit dir nahmst
Die frohe Torheit jener Stunden,
In denen Glück ein Abenteuer
Und Sonnenlicht uns schien wie Feuer...

Du kannst mein Wesen nicht erkennen
In einem Augenblick. Du suchst die Spur
Derselben Freundin, die du liebtest, nur –
Und weißt nicht, daß mich Welten trennen
Von jener, die du einst gekannt.
Wie habe ich mich weggewandt

Und bin neue Welten eingegangen!
Mein Leben kam zur Ruh', mein Blut will schlafen,
Ich bin im Frieden, bin im Hafen...
Die Wildheit tief verstummt, gestillt das
 Lustverlangen,
Blicke ich lächelnd über's weite Meer:
Mein Schiff will keinen Kampf und keine
 Stürme mehr...

Page 97

Gewiß: es ist das Wunder der Chemie
Das mir ein neues Leben in die Adern goß...
Mein Blut, das trüb und träge floß,
Pulst in erhöhtem Rhythmus, wie
In alten, halb vergess'nen Zeiten.
Es öffnen sich auf's Neu' die Weiten
Der trügerischen Fantasie –
Und aus dem kahlen Baum
Grünt neuer Sproß.

Doch mein Verstand, der nicht entzündet
Von sinnlos süßem, spielerischen Traum,
Sagt lächelnd: "Unbegründet
Ist dein Entzücken über die

Gewiß charmante Wandlung der Gefühle...
Vergiß nicht: diese deplacierte Schwüle
Ist nur Chemie!
Verzeih' den Spott—
Jedoch du mußt verstanden haben,
Warum du einen jungen Gott
Nun siehst in diesem kaum passablen Knaben..."

Page 99

Erlosch'ner Sterne Glanz
Leuchtet aus alten Namen,
Die ich in lang vergessenen Programmen fand.
Echo aus erdenfermem Land,
Wohin wir gehen und von wo wir kamen ...
Ein welker Lorbeerkranz,
Ein wehes Klangverwehen,
Ist alles, was geblieben
Von Gut und Haß und Lieben,
Von Ruhm und Sichverschwenden ...
Es muß' in Asche enden,
Nur überlebt von den vergilbten Fetzen,
Die meine Tränen nun benetzen ...

Page 101

Seltsam beglückend ist's, zu denken
Daß es durch Wunderkraft gelingt,
Millionen singend mich zu schenken,
Zu denen meine Stimme dringt.

Dem Vogel gleich, auf schnellen Schwingen
Entschwebe ich der engen Welt –
Und weit von hier lauscht meinem Singen
Ein jeder, dem es wohl gefällt.

Es weitet sich der Saal, in dem ich stehe,
Zu grenzenlosem Himmelsraum –
Und jede Ferne wird zur Nähe –
Und Wirklichkeit ein alter Traum.

Page 103

Die Melodie der lauten Nächte,
Lockt dich auf's Neu' in diese Stadt...
Du trinkst an ihrer Lust dich satt,
Genießest deiner Jugend freie Rechte.

Du bist des Augenblickes will'ge Beute,
Und dein Erleben ist der Sinne Spiel.
Du nimmst, was dir gefällt, und fragst nicht viel
Vom Morgen, lebst allein dem Heute

Des schnell vergess'nen Abenteuers...
Ich seh' dich an – und fühle mich so kalt...
In meinem Herzen, tot und kalt.
Verweht die Asche eines letzten Feuers...

Page 105

Was für ein tragisches Gesicht!
Die Augen weinen Einsamkeiten,
Und dieser Mund sagt ohne Laut
Was tief in ihr verborgen spricht
Von sonnenüberstrahlten Weiten,
Indes sie frierend in das Dunkel schaut...
Sie schuf die schönen Frauenbilder,
Malte in Farbenleuchten Wesen, Atmen, Leben...
Und edle Tiere, deren wilder
Und ungezügelter Kraft sie Zügel schuf,
So daß in zitterndem Erbeben
Sie folgen ihres Willens Ruf. –
Sie aber ist so ganz allein

Inmitten dieser stummen Kreaturen.
Die Nacht ist nah im letzten Abendschein –
Das Meer rauscht ferne – und die Uhren
Der Zeit steh'n still und haben nichts zu sagen.
Von heute nichts und nichts von morgen –
Und nichts von neuen Tagen.

Page 107

EINEM JUNGEN MÄDCHEN

Die Reue wartet irgendwo am Straßenrand
Und streckt die kalte Hand
Dir schon entgegen. Doch du siehst sie nicht.
Dein Angesicht
Ist unbeschwert ...
Wie mich der Neid verzehrt
Daß du mich Kluge nicht verstehst
Und daß du töricht in dein Unglück gehst!

Wie seltsam wir das Bild der Ahnen tragen!

Es sehen mich aus meinem Spiegelbild

Die Mutteraugen, die in fernen Tagen

Das Leben mir mit Licht erfüllt,

Oft sinnend an.

Und dann und wann

Hör' ich mein Lachen, so wie Vater lachte,

Wenn seine Sorge rasch zerrann,

Die wohl die Nacht ihm schlaflos machte.

Und jüngst dem Wellenspiel des Ozeans entstiegen,

Sah ich vor mir im weißen Sand

Dem Schatten langgestreckt und dunkel liegen,

Den Schatten einer Frau, die ich als Kind gekannt:

Die Mutter meines Vaters warf in meinem Schatten

Sich schwarz in meinen weißen Weg,

Und die Vergessene lag da, ein Steg

Der aus den Wellen hinführt in die glatten

Schützenden Mauern, wo die Herde freundlich

wärmend brennen...

Ich aber zitterte in staunendem Erkennen.

Page 111

Ich stehe an des Abends Schwelle.
Wie einen Mantel, sanft und schön,
Fühle ich seine zarten Schatten
Sich lind um meine wegematten,
Tagmüden Glieder legen –
Um meine Stirne aber
Leuchtet noch der Sonne Helle.
Der Tag, der glühend auf den Wegen
Den tollen Reigen tanzte, sinkt ermüdet
In tiefres Blau, und hold befriedet
Ruh'n meine Hände
Und warten
Auf des Tages Wende.

Page 113

Fallender Sterne jäh versprühende,
Sausende Pfeile! Wieviel glühende
Brennende Wünsche hatt' ich zu sagen
Einst in versunk'nen, jungen Tagen!
Aberglaubend hold befangen
Rief ich sehnendes Verlangen
Euren Flammenbahnen zu.
Nun hat sich die schöne Ruh'

Über mich so lind ergossen,
Und mein Herz ist kühl umflossen
Wie von weißem Mondenschein
In wunderbarem Stillesein.

Page 115

Der Sturm, in jähem Sausen,
Hat sich herabgeschwungen,
Ist in der Brandung Brausen
Lachend an's Land gesprungen.

Er hat die ganze Nacht
Sein tolles Lied gesungen...
Aus frommem Traum erwacht,
Hab ich dem wilden Jungen

Gelauscht, von Lust durchglüht.
Am Morgen war alles verklungen
Der Sturm – der Knabe – das Lied.

Der Mutter Stimme dunkles Gold
Klinkt mir aus fernen Kindertagen.
Sie konnte singend Schönstes sagen
Und unbewußt und ungewollt
Uns aus des Alltags Dämmer tragen.

Der Mutter Stimme stückzerbroch'nes Glas –
So hörte ich die Greisin singen–
Ein zitternd' Suchen nach verstummtem Klingen,
Und sah die Augen, tränennaß.

Die eig'ne Stimme, glutdurchbrannt,
Klingt mir as langen Lebensjahren
Von bunten Ufern, wunderbaren,
Fern meinem weißen, stillen Strand.

Die eig'ne Stimme, stückzerbroch'nes Glas –
Läßt mich der Mutter Traurigkeit ermessen:
Aus ihren Tränen, unvergessen,
Steigt in die Augen mir das heiße Naß
Um jenen Schatz, den sie und ich besessen.

Page 119

Und Sterne sinken, flammend im Verweh'n,
Ihn's blaue, tief verströmte Schweigen.
In ihrer Spur, in ew'gem Reigen,
Die neuen strahlend aufersteh'n.
Und Menschen zeigen
Zum Himmel auf, jählings entbrannt
In neuem, süßesten Erkennen...
Gesegnet, die so leicht entbrennen!
Gesegnet der, dem Gestern abgewandt,
Dem Heute glückbereit entgegentittert,
In der Fallende zersplittert
In unabwendbarem Entgleiten
An dem Gesetz der Ewigkeiten.

Page 121

In alten Partituren hab' ich heut' gelesen—
Und das Vergang'ne stürzte jäh mir in das Heut'...
O bunte Schönheit, die einst mein gewesen...
O lebensschicksalhaft erneut
In fliehender, der Welt entrückter Zeit!

Die Wonne des Verwandeln—wer kann sie ermessen,
Der nur EIN Leben lebt, begrenzt durch Wirklichkeit?

Der niemals kennt das süße Selbstvergessen,
Dies Sichverschwenden an die Zeit,
In der das Ich sich löst im Singen,
Liebend und leidend—schwebend wie auf Schwingen
In fremdem, seltsam eigenem Geschick—
Schwebend auf Schwingen der Musik!